Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 302. Montag, den 28. Dezember 1908. 15. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Lehrer und Sozialdemokratie.

Die Volksschule hat keinen zuverlässigeren und entschiedeneren Freund als das arbeitende Volk. Keine andere Klasse ist so eng und unmittelbar mit dem Wohl und Wehe — heute leider nur mit dem Wehe — der Volksschule verknüpft, wie die Arbeiterklasse. Sie allein betrachtet die Volksschule nicht als ein untergeordnetes Werkzeug religiöser, staatlicher oder wirtschaftlicher Zwecke, sondern sie sieht das große Ziel der Volksschule darin, dem ganzen Volke alle Bildungsmöglichkeiten zu erschließen. Da das durch die heutige Schule, die nur die dürftige Karikatur einer wirklichen Schule für das Volk ist, nicht erreicht werden kann, sucht die politische Vertretung des arbeitenden Volkes, die Sozialdemokratie, durch energischen Kampf und durch Ausnutzung aller Mittel die Hebung der Volksschule zu erreichen.

Eine wirkliche Reform des Schulwesens an Haupt und Gliedern im Sinne des sozialistischen Erziehungsideals ist zwar erst nach Beseitigung der heutigen kapitalistischen Unkultur zu erreichen. Die rücksichtslose Führung des Klassenkampfes ist deshalb nach wie vor auch zugleich die beste Schulpolitik.

Aber auch auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung sieht die Sozialdemokratie für die Volksschule soviel wie möglich zu erreichen. In den staatlichen und städtischen Körperschaften, in denen die Sozialdemokratie vertreten ist, gibt es keinen wärmeren Fürsprecher aller Mittel zur Hebung der Schule wie sie: Sozialdemokraten sind fast überall die Befürworter und Verteidiger neuer pädagogischer Versuche; alle kleinen und großen Fortschritte des kommunalen Schulwesens sind mittelbar und unmittelbar ihr Werk; die pädagogische Wissenschaft findet bei ihr offenes Ohr und bereitwillige Unterstützung auf der einen, notwendige Antriebe auf der anderen Seite.

Auch auf die Lehrerschaft sucht die Sozialdemokratie einzuwirken. Es wäre eine unverzeihliche Unterlassungssünde, wenn sie diesen großen und für die Entwickelung der Volksschule sehr einflußreichen Faktor unberücksichtigt lassen wollte. Bei der ganzen historischen Entwickelung der deutschen Volksschule und ihrer Lehrerschaft und bei der gebundenen Stellung der Lehrer im heutigen Staatswesen kann die Sozialdemokratie zwar für die nähere Zukunft noch nicht erwarten, daß die deutschen Volksschullehrer mit offenen Fahnen in ihr Lager einschwenken. Dazu gehört sehr viel Mut, sehr viel Opferbereitschaft und eine gründliche Kenntnis des eigentlichen Wesens und Wollens der Sozialdemokratie.

An allem fehlt es zurzeit noch in der Lehrerschaft. Mußte doch selbst der bekannte Tews auf der letzten Lehrerversammlung in Dortmund seinen Kollegen die Mahnung zurufen, daß sie sich die Feigheit abgewöhnen sollten. Von dieser Feigheit der großen Masse der Lehrer bis zu dem bescheidenen Mute des Herrn Tews, der immer sehr schnell ins Mauseloch kriecht und hysterisch über Denunziation krächzt, wenn einmal eines seiner tapfer klingenden Worte von unserer Seite etwas unterstrichen wird, ist ein winziger Schritt gegenüber dem gewaltigen Sprunge, der von dem Tewsschen Mute bis zu einem etwaigen offenen Bekenntnis zur Sozialdemokratie notwendig ist. Und noch mangelhafter als der Mut ist die Wissenschaft der Volksschullehrer über den Sozialismus. Daß diese Wissenschaft durch die neueingerichteten Kurse des Reichslügenverbandes für Lehrer erheblich verbessert wird, ist kaum anzunehmen.

Die Sozialdemokratie muß eine ihrer Aufgaben darin sehen, diese Mängel nach Möglichkeit zu beseitigen. Diese Aufgabe wird dadurch erschwert, daß die Lehrer bis heute in politischer Beziehung nicht etwa neutral gewesen sind, sondern in ihrer großen Mehrheit zur Gefolgschaft des Liberalismus gehören, daß also nicht nur aufzubauen, sondern zuvor niederzureißen ist. In der achtundvierziger Bewegung gehörten die Führer der Lehrer zur äußersten Linken, und die Diesterweg, Wander, Kapp, Thaulow, Hoffmann und andere haben sich damals in Wort und Schrift tapfer für die Befreiung der Schule von junkerlichem, bureaukratischem und pfäffischem Drucke geschlagen. Als die siegreiche Reaktion ihre Rache an den Führern der Bewegung kühlte, kroch die große Masse der Lehrer erbärmlich zu Kreuze, sodaß wiederum Diesterweg und Wander die Worte der Empörung ob solcher Hundedemut nicht bitter genug finden konnten.

Als sich in den sechziger Jahren wieder so etwas wie liberale Opposition im Bürgertum regte, hoben auch die Lehrer langsam und vorsichtig die Köpfe. Aber das Rückgrat war ihnen wie dem Liberalismus überhaupt gebrochen. Sie wagten höchstens, Sr. Majestät allergetreuste Opposition zu spielen: zu großen, entscheidenden und prinzipiellen Kämpfen ist es seitdem nicht mehr gekommen. Man zehrte in prinzipieller Beziehung von dem Abfall aus der besseren Zeit der vierziger Jahre und ließ sich im übrigen an etwelchen bescheidenen und gefahrlosen Forderungen des Tages begnügen. So bergab wie es mit dem Liberalismus im allgemeinen gegangen ist, so mit dem Lehrerliberalismus im besonderen; das gnädige Lächeln irgendeines obskuren preußischen Staatsbeamten, den das wechselvolle Geschick zufällig auf den Fauteuil des Kultusministers gesetzt hat, reißt die Lehrer zu offenen oder verschämten Liebeserklärungen hin; dagegen haben sie vor radikalen, kühn und hoffnungsvoll in die Zukunft weisenden, grundsätzlichen Forderungen und Kampfzielen stets eine ängstliche Abneigung.

Diese liberal befangene Lehrerschaft ist nicht leicht zu einer besseren Erkenntnis zu führen. Das einzige zuverlässige Mittel besteht darin, daß man an die Entscheidungen und öffentlichen Kundgebungen der Lehrerschaft die kritische Sonde legt und ihre Inkonsequenzen, ihre ängstlichen Vorbehalte, ihre feigen Rechnungsträgereien an dem Maßstabe der sozialistischen Grundsätze und Taten aufdeckt. Man muß es dann der Zukunft überlassen, daß in der jüngeren Lehrerschaft, soweit sie nicht durch die Reserveoffiziersaussichten auf die Bahn erbärmlichen Strebertums geleitet wird, allmählich die Erkenntnis der liberalen Unzulänglichkeit erwacht, und daß sie Herz und Verstand dem sozialistischen Ideal öffnet. Wenn der Beamtencharakter dem Lehrer auch große Vorsicht zur Pflicht macht, so deuten doch manche Anzeichen darauf hin, daß sich vereinzelt schon heute die Lehrerproletarier ihrer Gemeinsamkeit mit dem großen Heere des kämpfenden Proletarits bewußt werden.

Vorläufig suchen das allerdings die alten liberalen Führer der Lehrerschaft zu hindern. Allen voran der bekannte Herr Tews, der uns schon öfter die Feder in die Hand zwang. Tews beherrscht vorzüglich die Mache, und darum ist er seit vielen Jahren beliebter Führer der liberalen Lehrerschaft. Das Wort steht ihm in allen Formen und Farben zur Verfügung, vor allen Dingen versteht er es glänzend, nach liberaler Art mit vielen schönen Worten wenig zu sagen.

In der letzten Nummer der „Deutschen Schule“, der Monatsschrift des Deutschen Lehrervereins, versucht Herr Tews sich wiederum an der Sozialdemokratie zu reiben und die Volksschullehrer von ihr abzuschrecken. Ein Artikel der „Leipziger Volkszeitung“ und ein Artikel der „Sozialistischen Monatshefte“ haben es ihm in gleicher Weise angetan. In beiden Artikeln wird auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß die deutschen Volksschullehrer, die es für selbstverständlich halten, daß die Sozialdemokraten ohne weiteres für jede ihrer Gehaltserhöhungen eintreten, noch niemals ein offenes Wort für noch so bescheidene Lohnforderungen der Arbeiter gefunden haben. Diese für die Lehrerschaft sehr blamable Tatsache beweist nur, daß die organisierten Arbeiter ihre Entschlüsse nicht nach Gunst und Gnade, sondern an der Hand von Grundsätzen fassen. Und Herr Tews und alle seine liberalen Lehrerkollegen sollten den Arbeitern dafür dankbar sein und ihr eigenes grundsatzloses Handeln danach korrigieren.

Statt dessen aber wagt Herr Tews die unverschämte Unterstellung, die Arbeiterblätter übten ihre gelegentliche Kritik an einzelnen Lehrern nur, um „ihre Popularität beim süßen Mob aufzubessern“. Und in noch unverschämterer Weise fügt er hinzu:

> „Und ob die Schule selbst auch nur bei allen Führern hoch im Kurse steht? Auch in der Sozialdemokratie gibt es Leute genug, denen das Denken der Masse unbequem und der dogmengläubige Statist besonders angenehm ist.“

Das wagt ein liberaler Schulmann und Politiker zu schreiben, der sich für besonders gebildet und politisch versiert hält! Und noch dazu nicht in irgendeinem obskuren liberalen Flugblatt, sondern in dem wissenschaftlichen Zentralorgan der deutschen Lehrerschaft.

Aber es kann eben keiner aus seiner Haut heraus. Herr Tews kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß auch seine geliebte liberale Partei die Schule von Tag zu Tag schmählicher im Stich läßt. Daß von den Konservativen für die Schule nichts zu erwarten ist, weiß er aus seiner besseren liberalen Vergangenheit. Bleibt nur die Arbeiterklasse, deren ehrliche und grundsatzfeste Schulpolitik Tews zwar kennt, die er aber in gewissenloser Weise verleugnet und verlembdet, um die Lehrerschaft vor ihr zurückzuschrecken.

Wie lange werden sich die deutschen Volksschullehrer noch den Hohn und die Brutalität von oben und den nichtssagenden Schwatz und den Verrat in den eigenen Reihen gefallen lassen?

Politische Rundschau.

Deutschland.

Eine moralische Stäupung.

Herr Theodor Held, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter für den hannoverschen Wahlkreis Verden-Hoya-Syke, hat mit der Injurienklage gegen seine Widersacher Erfolg gehabt. Das Hannoversche Berufungsgericht sprach die Angeklagten Dr. Krüger und Redakteur Langwost, die in dem naiven Glauben, ein im Vordergrund des öffentlichen Lebens Stehender müsse in moralischer Beziehung einwandfrei dastehen, die höchst merkwürdigen Geschäftsgepflogenheiten der nationalliberalen Ordnungsstütze öffentlich gebrandmarkt hatten, entgegen der Ansicht des Vorderrichters der Beleidigung schuldig und verurteilte sie zu je 200 Mk. Geldstrafe. Herr Held hat damit die so sehnsüchtig gewünschte Verurteilung erzielt, aber ob er das verurteilende Erkenntnis mit besonderer Genugtuung entgegengenommen haben wird, ist denn doch mit einiger Berechtigung zu bezweifeln. Held wurde auf dem Wege der Widerklage selbst zu 200 Mk. Geldstrafe verurteilt. Aber die vom Gericht ausgeworfenen Strafen berühren kaum den Kern der Dinge, um den sich der ganze Prozeß drehte. Die nochmalige Aufrollung der privaten Wirksamkeit des liberalen Führers hat mit aller Bestimmtheit die Berechtigung der gegen ihn erhobenen ehrenrührigen Behauptungen erwiesen und damit die Feststellungen der ersten Instanz doppelt unterstrichen. Für Herrn Held bedeutet die Verhandlung das politische Todesurteil, und mit ihm ist die nationalliberale Partei gebrandmarkt. Die höchst anrüchige Geschäftsverbindung Helds mit dem Millionenschwindler Terlinden, seine Wechselreitereien und die zu ihrer Verdeckung vorgenommenen Bücherfälschungen, die gegen den Kaufmann Flemming gerichtete, an Erpressung grenzende Drohung mit der Denunziation beim Kohlensyndikat, um die Herausgabe einer größeren Summe zu erreichen, die Drohbriefe an den Kaufmann Hübner, das alles war der nationalliberalen Parteileitung und der Reichstagsfraktion seit Jahren bekannt, ohne daß sie auch nur das geringste unternahmen, um ihren sauberen Parteigenossen von den Rockschößen der Partei zu schütteln. Erst als auf die seit Jahren in aller Öffentlichkeit erhobenen Anschuldigungen hin Held sich endlich herbeigelassen, die Privatklage zu erheben und das Schöffengericht über ihn ein vernichtendes Urteil gefällt hatte, sah sich die nationalliberale Reichstagsfraktion veranlaßt, ihrem eifrigen Mitglied den Austritt aus der Fraktion nahezulegen. Aber noch vor wenigen Wochen stellten die nationalliberalen Vertrauensleute der Provinz Hannover Held ein förmliches Vertrauensvotum aus. Man kann es unter diesen Umständen begreifen, wenn der nationalliberalen Presse die Ergebnisse der jetzigen Verhandlung höchst unbequem sind, weshalb sie sie auch mit keinem Sterbenswörtchen erwähnt. Und fast die gesamte übrige Blockpresse von links nach rechts schließt sich dieser Totschweigetaktik an! Aus diesem Schweigen spricht nur zu deutlich die tödliche Verlegenheit der bloßgestellten Spießgesellen. Werden die Freunde des Abgeordneten Held auch nach der letzten Verhandlung noch den Mut finden, ihren Freund im Reichstage zu halten? Wir wollen es abwarten.

Holle, preußischer Kultusminister,

soll nach verschiedenen Zeitungsmeldungen demnächst verschwinden. Das gab dem Blockfreisinn Anlaß, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß zu seinem Nachfolger ein liberaler Mann genommen würde. In bitterer Entrüstung spuckt nun Knuten-Oertel seinen freisinnigen Blockkumpanen ob ihrer Hoffnung in die Suppe, indem er in seinem Blatt schreibt:

> Über Holles Nachfolger sich schon jetzt den Kopf zu zerbrechen, würde vorzeitige und müßige Arbeit sein. Daß ein Mann nach dem Geschmacke und dem Herzen des Liberalismus an seine Stelle treten könnte, halten wir für völlig ausgeschlossen. Ein solcher Mann würde in der preußischen Volksvertretung auf den heftigsten Widerstand stoßen und sehr bald abgewirtschaftet haben. Wenn man aber hier und da meint, daß die Blockpolitik im Reiche eine Berücksichtigung der liberalen Forderungen bei der Neubesetzung des Kultusministeriums erheische, so ist das insofern unsinnig, als die Blockpolitik als solche mit den Aufgaben des preußischen Kultusministeriums aber auch nicht das mindeste zu tun hat. Übrigens hat man zugunsten der Blockpolitik bereits jetzt so viele Zugeständnisse an den Liberalismus gemacht, daß ein weiteres nicht nötig ist.

Das Märchen von den „vielen Zugeständnissen an den Liberalismus“ ist ein blutiger Hohn auf den Blockfreisinn. Aber er hat keine andere Behandlung verdient!

Zuckerhandel und Zuckersteuer.

Die deutsche Regierung verfolgt in ihrer großen Weisheit wieder einmal ein Ziel, das sowohl die Konsumenten als Handel und Produktion schädigt. Laut Gesetz vom 19. Februar 1908 soll nämlich die Zuckersteuer von 14 auf 10 Mk. pro 100 Kilogramm herabgesetzt werden. Die Regierung will nun diese Ermäßigung hinausschieben oder womöglich ganz hintertreiben, und macht die zukünftige Gestaltung abhängig von der Sydowschen „Reform". Dadurch wird nun eine Ungewißheit auf dem Zuckermarkte hervorgerufen, die zu den schlimmsten Konsequenzen führt, denn niemand kann heute größere Mengen Zucker kaufen, wenn es nicht sicher ist, ob die nach dem 1. April 1909 in den Verkehr gebrachte Ware mit 14 Mk. oder ob sie mit 10 Mk. versteuert werden wird.

Es ist dabei zu beachten, daß der Export von deutschem Zucker naturgemäß erschwert ist, seit Rußland auf Grund der neuen Brüsseler Konvention als Lieferant auf dem Weltmarkte auftritt. Dazu kommt ferner, daß Amerika mit Erfolg darauf hinarbeitet, sich gänzlich von der europäischen Zufuhr zu emanzipieren. Tatsache ist jedenfalls, daß seit dem 1. September (dem Tage, an dem die neue Brüsseler Konvention in Kraft trat) bis zum 1. Dezember der Zuckerexport Deutschlands nur 155 914 Doppelzentner betragen hat, gegen 202 230 Doppelzentner in der gleichen Zeit des Vorjahres.

Somit ist das einzige vernunftmäßige Mittel, den Absatz zu heben, die Herabsetzung des Preises auf dem Inlandsmarkte. Das aber will die Regierung verhindern. Es wäre ein tolles Stück, wenn der Reichstag diesem Plane seine Zustimmung geben und damit sich selbst ohrfeigen wollte.

Der offizielle Freisinnsklängel

rafft sich jetzt zu zahmen Erklärungen gegen die freisinnigen Wahlrechtsräuber in Rixdorf auf. Die einzig richtige Konsequenz, diese Fronde eines freien Wahlrechts durch Ausschluß von sich abzuschütteln, wagt er nicht zu ziehen. Damit macht er sich zum Mitschuldigen an diesem Wahlrechtsraub.

Recht scharfe Worte findet die „Lib. Korresp.", das Organ der Freisinnigen Vereinigung, zu dem verräterischen Treiben der „edlen 5". Das Blatt schreibt: „Die Wahlrechtsverschlechterung in Rixdorf hat in allen entschieden liberalen Kreisen die größte Empörung hervorgerufen. Mit freisinnigen Grundsätzen ist es absolut unvereinbar, in die Verschlechterung irgend eines Wahlrechts zu willigen, noch dazu eines Dreiklassenwahlrechts, wie es das preußische Kommunalwahlsystem ist, das der großen Masse des Volkes so wie so schon nur ein minimales Wahlrecht gegenüber den Besitzenden zugesteht. Infolgedessen ist es auf das lebhafteste zu bedauern, daß in Rixdorf Stadtverordnete, die sich zum Liberalismus rechnen, den verhängnisvollen und illiberalen Schritt mitgetan haben, einen erheblichen Teil der Rixdorfer Bürger in ihrem Wahlrecht zu beeinträchtigen. Dieses Vorgehen ist durch nichts zu entschuldigen, auch nicht durch — berechtigte oder unberechtigte — Mißstimmung über — angeblichen oder wirklichen — Terrorismus der Sozialdemokratie. Politische Grundsätze müssen gegenüber allen Eventualitäten Stand halten, sonst sind sie eben keine Grundsätze mehr. Wenn man ein freiheitlicheres Wahlrecht anstrebt, dann darf man nicht Halt mit dieser Forderung machen oder gar ins entgegengesetzte Lager abmarschieren, wenn man gewärtigen muß, daß man unter den Folgen dieser Politik selbst zu leiden hat. Daß eine ausgesprochene Arbeiterstadt wie Rixdorf eine sozialdemokratische Stadtverordnetenmehrheit erhält, ist ein Faktum, das ein Liberaler, gerade aus seinen konstitutionellen Ideen heraus, wie die Dinge nun einmal liegen, als eine an sich durchaus logische Sache hinnehmen sollte. Diese natürliche Entwickelung hemmen zu wollen, ist reaktionär und unklug. Ein solches Verhalten schädigt auch aufs intensivste das Vorgehen der freisinnigen Fraktionen und Parteien im Lande. Der in Preußen aufgenommene Wahlrechtskampf der Freisinnigen wird aufs äußerste diskreditiert, wenn freisinnige Stadtverordnete eine Kommunalpolitik nach der anderen Richtung hin betreiben und das Dreiklassensystem noch verschlechtern helfen. Auch die Entschuldigung, daß das „gehässige Verhalten" der Sozialdemokratie in Rixdorf das Vorgehen erklärlich mache, können wir nicht gelten lassen. Das politische Tun des seiner Ziele sich bewußten Liberalismus kann und darf nicht von dem mehr oder minder großen Wohlverhalten irgend einer anderen Partei abhängig gemacht werden. Was der Liberalismus erstrebt oder bekämpft, hat er um des allgemeinen Besten des Fortschritts willen zu erstreben oder zu bekämpfen, unabhängig von den Taten der Gegner."

Förderung der Seefischerei.

Bei der ersten Beratung des Etats ist im Reichstage die Frage aufgeworfen worden, ob der zum Etat des Reichsamtes des Innern gehörige Fonds zur Förderung der Seefischerei in seinem vollen Umfange noch nötig sei und nützliche Verwendung finde. Diese Frage wird jetzt in einer offiziösen Kundgebung bejahend beantwortet wie folgt:

„Der Fonds dient zur Bestreitung der verschiedenartigsten Ausgaben, die sämtlich unsere noch immer unzureichende Seefischerei zu fördern geeignet sind. Zunächst wird der Deutsche Seefischereiverein für wissenschaftliche Untersuchungen auf dem Gebiete der Ozeanographie, der Biologie, zur Einrichtung von Seefischereischulen usw. mit namhaften Beträgen (1907 rund 100 000 Mark) unterstützt. Besonders wichtig sind ferner die Unterstützungen an die einzelnen Fischer (jährlich rund 60 000 Mark bis 70 000 Mark) durch zinslose, in Raten zurückzahlbare Darlehen, welche gewährt werden zur Anschaffung oder Verbesserung von Fahrzeugen, insbesondere von Erbauung von Motoren. Die Unterstützung von Fischereigesellschaften hat gleichfalls einen bedeutenden, wenn auch wechselnden Umfang (im vorigen Jahre 270 000 Mk.); sie besteht in Bauprämien und Zuwendungen zum Netzreservefonds und in Entschädigungen für außergewöhnliche Netzverluste. Grundsatz ist aber, daß nur solche Gesellschaften Beihilfen erhalten, welche noch in der ersten Entwicklung begriffen sind, während die Unterstützung sofort aufhört, wenn die Gesellschaft sich als finanziell gefestigt erwiesen hat. Bedeutende Beträge sind endlich in den letzten Jahren verwendet zur Gründung von Versicherungskassen für die Seefischer, zu Preisausschreiben für den besten deutschen Motor und anderes. So hat die Gründung der Unterelbeversicherungskasse 100 000 Mk. Kosten verursacht, das Preisausschreiben 50 000 Mk., der Musterkutter „Präsident Herwig" ebenfalls etwa 50 000 Mk."

Posadowsky als Vater des Vereinsgesetzes.

Die „Berliner Universal-Korrespondenz" schreibt:

„Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß zu der Demission des Grafen Posadowsky auch das neue Vereinsgesetz beigetragen hat. Die Entstehung des neuen Vereinsgesetzes hat sich folgendermaßen abgespielt: Fürst Bülow befaßte sich zu Anfang des Vorjahres in einer größeren Rede auch mit der Vereinsgesetzgebung in den Bundesstaaten und sagte u. a.: „Ich denke an ein modernes Vereinsgesetz für das deutsche Volk". Graf Posadowsky benutzte diese Andeutung, um innerhalb 48 Stunden ein neues Vereinsgesetz auszuarbeiten, das sofort dem Bundesrat vorgelegt wurde. Als einige Tage später ein Zentrumsabgeordneter im Reichstage neuerlich vom Vereinsgesetz sprach, kündigte Graf Posadowsky den vorbereiteten Gesetzentwurf an. Die selbständige Handlungsweise des früheren Staatssekretärs hatte im Bundesrat an einflußreicher Stelle arg verstimmt; sein Vorgehen wurde als Überstürzung angesehen! Dieser Zwischenfall ist auf seinen baldigen Rücktritt nicht ohne Einfluß geblieben."

Falls die Nachricht wirklich auf Wahrheit beruht, so ist sie nur dadurch interessant, daß sie zeigt, wie die „leitenden Staatsmänner" ihre eigenen Erklärungen auffassen. Als Herr Bülow sagte: Ich denke an ein modernes Vereinsgesetz, dachte er in Wahrheit nicht an ein modernes Vereinsgesetz. Er dachte nur daran dem Reichstag blauen Dunst vorzumachen, und niemand war überraschter und empörter, als der „Denker" Bülow, als Herr Posadowsky sich so unpolitisch benahm und das Gespaß des Herrn Bülow als Ernst auffaßte.

Und so kommen in Deutschland Gesetze zustande! In Zukunft wird Herr Bülow nicht mehr mit seinen „Verdiensten" um das Reichsvereinsgesetz hausieren gehen können. Es ist ihm abgelistet worden. Daher auch das Bemühen der Verwaltungsbehörden, auf administrativem Wege alles wieder zunichte zu machen, was etwa auf dem Papier sich als Fortschritt im Vereinswesen darstellt.

Die Unruhen in Südwest.

Die Unterdrückung der neuen Unruhen in Südwestafrika scheint, wie seinerzeit bei der Niederwerfung Morengas, Hand in Hand mit den englischen Behörden erfolgen zu sollen. Wie das Reutersche Bureau nämlich aus Mafeking meldet, begaben sich der englische Leutnant Surmon und der Polizeibeamte Herbst von Betschuanaland in gemeinsamer Mission an die deutsche Nordwestgrenze zu dem Hottentotten Simon Copper, der, wie man annimmt, sich auf englischem Gebiet befindet.

Bei der Stadtverordnetenstichwahl in Essen

wurde ein Sozialdemokrat mit zirka 2000 gegen 1500 Stimmen gewählt. Ferner wurden 3 Liberale mit sozialdemokratischer Hilfe gewählt.

Zum Wahlrechtsraub in Rixdorf.

Der Rixdorfer Magistrat beschäftigte sich in seiner letzten Sitzung mit der von der Stadtverordnetenmehrheit beschlossenen Wahlrechtsverschlechterung. Ein Beschluß wurde nicht gefaßt. Einer demokratischen Deputation teilte der Oberbürgermeister mit, daß der Magistrat die Frage der Wahlrechtsänderung für außerordentlich schwerwiegend und ernst halte, er sei entschlossen, vor einer endgültigen Stellungnahme zu dem Wahlrechtsbeschluß erst gründliche Erhebungen über die Wirkungen der von der Mehrheit beschlossenen Wahlrechtsänderung anzustellen.

Frankreich.

Der überfallene Präsident. Auf einem Spaziergang in Paris wurde am 1. Weihnachtstag Präsident Fallieres von einem Café-Kellner, namens Mattis, angesprochen. Plötzlich ergriff letzterer den Präsidenten beim Hals und versuchte ihm den Bart auszureißen. Die Begleiter des Präsidenten hinderten ihn daran und nahmen ihn fest. M. soll Beziehungen zu einem royalistischen Komitee gehabt haben.

Rußland.

In der Duma hielt Sonnabend der Minister Iswolski eine Rede über die auswärtige Politik. Nach ihm ergriff der Sozialist Pokrowski II das Wort. Er betonte zunächst, daß ebenso wie vor dem japanischen Kriege auch jetzt noch unverantwortliche Personen sich in die russische Politik einmischten. Die Erklärungen Iswolskis brächten nichts Neues. Niemand wisse, was außerdem noch für Verträge existierten, noch weshalb Iswolski seine Reise im Sommer unternommen habe. Zu den Balkanfragen übergehend, besprach der Redner zunächst die angebliche Unterdrückung der Bosnier und Herzegowiner durch die österreichisch-ungarische Verwaltung, die er mißbilligte, dabei jedoch betonte, die Unterdrückung des russischen Volkes durch die russische Regierung sei weit grausamer. Er glaube nicht an die Aufrichtigkeit jener politischen Parteien, die die gegenwärtige allslavische Verbrüderung prapagierten. Wegen angeblich gotteslästerlicher Ausdrücke wurde Pokrowski schließlich während der nächsten drei Tage von den Sitzungen der Duma ausgeschlossen. Darauf verließen die Sozialisten den Saal. Um 11½ Uhr nachts nahm die Duma gegen die äußerste Rechte und die Arbeitsgruppe folgende Übergangsformel zur Tagesordnung an: Nach Anhörung der Rede des Ministers und mit dem Ausdrucke warmen Mitgefühls für die verwandten Slavenvölker und Staaten, sowie in der festen Hoffnung, die Regierung werde alle Anstrengungen machen zur Wahrung ihrer gerechten Interessen mit allen friedlichen Mitteln, geht die Duma zur Tagesordnung über. Nachdem dann nochmals kurz der Minister des Äußern gesprochen und Reformen im auswärtigen Dienst, wozu er aber einiger Zeit bedürfe, in Aussicht gestellt hatte, wurde der Etat des Ministeriums des Äußern angenommen.

Persien.

Eine gewaltige Gärung ist im Norden Persiens ausgebrochen. Wie in Petersburg an zuverlässiger Stelle verlautet, hat der Schah von Persien selbst russische Truppen zu seiner Hilfe herbeigerufen, um im Norden Persiens die Aufständischen zur Ruhe zu bringen.

Amerika.

Der Sturz Castros in Venezuela. Castros Beseitigung erweckt überall Befriedigung. Sowohl in den Vereinigten Staaten als in Holland hofft man mit der neuen Regierung bald zu einem normalen Einvernehmen zu gelangen. Der frühere Minister des Auswärtigen Paul wurde beauftragt, nach Europa zu reisen, um alle mit auswärtigen Mächten bestehenden Differenzen beizulegen. Castros Sturz kommt auch rechtzeitig genug, um die deutsche Diplomatie und die deutschen Industriellen vor zweifelhaften Geschäften zu bewahren.

Die Revolution in Venezuela ist beendet. Die Präsidentschaft von Gomez ist im ganzen Lande anerkannt; Castro ist also definitiv abgesägt. Zwar versucht er, sich noch etwas mausig zu machen; er hat an die Regierung in Caracas ein Telegramm gerichtet, in dem er für den Fall, daß ein holländisches Schiff wieder vor La Guaira erscheinen sollte, auffordert, dieses mit einem venezolanischen Schiffe anzugreifen. Die Regierung wird sich schön hüten, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Denn auch Castros Bruder ist zu den Gegnern übergegangen.

Vereinigte Staaten.

Klassenjustiz. Wegen Mißachtung einer gerichtlichen Entscheidung in einem Prozesse, den die Bucks Stove and Range Company angestrengt hatte, wurden Sam Gompers, der Präsident des amerikanischen Arbeiterbundes, zu einem Jahr Gefängnis, der Vizepräsident Mitchell zu neun Monaten und der Sekretär Morrison zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Der erwähnte Prozeß war veranlaßt worden durch die Aufnahme der Gesellschaft in die von der „Arbeiterbundeszeitung" veröffentlichte schwarze Liste und durch den infolge dieser Aufnahme eingetretenen Boykott der von der Gesellschaft erzeugten Herde und Oefen. Eine gerichtliche Aufforderung, den Namen der Gesellschaft nicht weiter in der schwarzen Liste zu veröffentlichen, war von dem Arbeiterbund unbeachtet geblieben. — Ein unerhörtes Urteil!

Die Regierung gegen die Trusts. Der Oberste Gerichtshof des Staates Missouri hat beschlossen, die Standard Oil Company of Indiana und die Republic Oil Company of Missouri aus dem Gebiete des Staates auszuschließen, die Waters Pierce Oil Company in St. Louis aufzulösen und jeder dieser Gesellschaften eine Geldbuße von 50 000 Dollars aufzuerlegen.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, den 28. Dezember.

Achtung Maurer! Wegen Akkordarbeit ist über die Akkordanten (Zwischenmeister) Mädel, Fackenburger Allee Nr. 51, Jabs, Werderstraße die Sperre verhängt. In Betracht kommen folgende Bauten der Firma Görner u. Heidenreich: Fünfhausen Nr. 21—23, Grützmühle in der Hafenstraße, Stelbau Marli, Kaltenhof bei Schwartau.

Achtung Zimmerer! Über das Geschäft des Zimmermeisters Naumann in Eckhorst ist seitens der Zahlstelle Stockelsdorf der Zimmerer die Sperre verhängt.

Achtung Bauarbeiter! Über die Stelbauarbeiten in der Martinstraße, ausgeführt von der Firma Heidenreich und Görner, ist wegen Nichtinnehaltung der tariflich festgesetzten Arbeitszeit die Sperre verhängt. Ferner ist die Sperre über die Arbeiten der Akkordanten F. Mädel und J. Jabs im Fünfhausen und über den Bau Hafenstraße (Grützmühle) wegen Entlassung sämtlicher Bauarbeiter verhängt.

Zur Beachtung für Arbeitslose. Viele Arbeiter befinden sich noch über die Weiterversicherung bei Arbeitslosigkeit im unklaren und können dadurch großen Schaden haben. Wird ein Arbeiter arbeitslos, so kann er sich bei der Krankenkasse, in die er bis zu seiner Arbeitslosigkeit geleistet hat, weiter versichern. Er muß sich aber binnen einer Woche als freiwilliges Mitglied melden. Keine Krankenkasse hat das Recht, seine freiwillige Mitgliedschaft abzulehnen. Sollte dies doch geschehen, so beschwere man sich alsbald bei der Aufsichtsbehörde. Nicht nur arbeitslose, sondern auch erkrankte Mitglieder können sich weiter versichern. Bezieht ein Arbeiter bei seiner Entlassung Krankengeld, so dauert die Mitgliedschaft fort, die einwöchige Frist zur freiwilligen Anmeldung für die Weiterversicherung beginnt erst dann, wenn der Bezug des Krankengeldes aufhört. Die freiwillige Mitgliedschaft erlischt, wenn die Beiträge an zwei hintereinander folgenden Zahlungstagen nicht geleistet werden. Wenn der Arbeiter einer Zwangskasse angehört hat und er wird Mitglied einer anderen Zwangskasse, so scheidet er als freiwilliges Mitglied bei der ersten Kasse aus. Niemand kann zwei Zwangskassen zu gleicher Zeit angehören. Eine Abmeldung als freiwilliges Mitglied ist nicht nötig. Der Arbeiter muß als freiwilliges Mitglied die vollen Kassenbeiträge zahlen. Auch kann er mit der Kasse vereinbaren, wie er seine Beiträge entrichten will; nur darf er nicht zwei Zahlungen versäumen. Am besten ist es, jede Woche seinen Beitrag zu entrichten. Als freiwilliges Mitglied hat ein Arbeiter dieselben Rechte wie andere Mitglieder. Hat ein Arbeiter die freiwillige Mitgliedschaft nicht nachgesucht, so hat er nur noch drei Wochen Anrecht an die Kasse, aber auch nur auf die gesetzliche Mindestleistung, auch muß er 3 Wochen ununterbrochen der Kasse angehört haben. Die Mindestleistungen sind: Vom Beginn der Krankheit ab ärztliche Behandlung, Arznei, Brillen, Bruchbänder und ähnliche Heilmittel, ist er erwerbsunfähig vom 3. Tage nach dem Tage der Erkrankung ab für jeden Arbeitstag Krankengeld in der Höhe der Hälfte des im Statut festgesetzten durchschnittlichen Tagelohnes. Alle anderen Leistungen der Kasse kommen in Wegfall.

Die Weihnachtsfeiertage sind vorüber. Das Wetter war im allgemeinen nicht ungünstig. Während zunächst nur leichter Frost herrschte, stellte sich am zweiten Feiertage ein leichter Schneefall ein, der sich gestern derart verstärkte, daß die ganze Gegend mit einer dichten Schneedecke überzogen war. Lübeck im Schnee bietet ein ungemein reizvolles Bild. Am Sonntag trat ein scharfer Frost ein, der auch heute noch anhält. Dadurch wird leider die Arbeitslosigkeit, die bisher schon einen sehr erheblichen Umfang angenommen hat, noch vergrößert werden. Die Theater und Vergnügungsetablissements haben an den Festtagen gute Geschäfte gemacht. Das neue Stadttheater war an allen drei Abenden ausverkauft; auch die Nachmittagsvorstellungen waren sehr gut besucht. Auch das Hansatheater erfreute sich eines sehr starken Besuchs. In der Stadthalle hatte sich gleichfalls ein recht zahlreiches Publikum eingefunden. Die Weihnachtsfeier der Holzarbeiter, die am Sonntag im Vereinshause abgehalten wurde, hatte eine derartige Teilnehmerzahl angelockt, daß die weiten Räume des prächtigen Arbeiterheims sich fast als zu klein erwiesen. Nicht minder lebhaft war die Beteiligung am Weihnachtsball des Gesangvereins „Eintracht".

Konkurseröffnung. Über das Vermögen des Schlachtermeisters Hermann Gustav Otto Atmer in Lübeck, Dornestraße 43, ist am 24. Dezember 1908, vormittags 10¾ Uhr, das Konkursverfahren eröffnet worden. Der Rechtsanwalt Focke in Lübeck wurde zum Konkursverwalter ernannt.

Handelsregister. Es ist eingetragen worden: 1. am 23. Dezember 1908 bei der Firma W. F. Tralow in Lübeck: Die Firma ist erloschen: 2. am 24. Dezember 1908 bei der offenen Handelsgesellschaft in Firma A. de Martin u. Co. in Lübeck: Die Firma ist erloschen.

Schwankende Gesundheit. Die Sterblichkeit ist in der zweiten Dezemberwoche vom 6. Dezember bis zum 12. Dezember meist etwas gebessert, indem die Sterblichkeit zurückgegangen ist. Auf 1000 Einwohner und aufs Jahr berechnet starben von den Städten mit mindestens 60 000 Einwohnern: Aachen 12,2, Altona 16,3, Augsburg 18,1, Barmen 9,4, Berlin 13,9, Beuthen 27,4, Bielefeld 12,9, Bochum 21,3, Bonn 16,6, Borbeck 26,0, Braunschweig 12,6, Bremen 16,4, Breslau 18,0, Charlottenburg 13,8, Chemnitz 16,5, Danzig 14,7, Darmstadt 14,1, Dessau —, Dortmund 13,8, Dresden 14,6, Deutsch-Wilmersdorf 9,0, Duisburg 19,0, Düsseldorf 12,0, Elberfeld 14,1, Elbing —, Erfurt 14,3, Essen 15,0, Flensburg —, Frankfurt a. M. 14,9, Frankfurt a. O. 15,9, Freiburg i. B. 12,4, Fürth 13,9, Gelsenkirchen 17,6, M.-Gladbach 17,6, Gleiwitz 20,5, Görlitz 19,7, Gera —, Hagen 14,4, Halle a. S. 16,2, Hamborn 13,4, Hamburg 15,2, Hannover 12,1, Harburg —, Heidelberg —, Karlsruhe 17,0, Kassel 9,1, Kaiserslautern —, Kiel 13,7, Koblenz —, Köln 16,1, Königsberg i. P. 17,3, Königshütte 25,9, Krefeld 11,1, Leipzig 11,6, Lichtenberg 11,8, Liegnitz 11,7, Linden 16,0, Lübeck 15,6, Ludwigshafen 9,4, Magdeburg 14,5, Mainz 14,5, Mannheim 14,4, Metz 15,6, Mülhausen i. E. 15,5, Mülheim a. d. R. 13,5, München 18,1, Münster 13,1, Nürnberg 17,7, Oberhausen —, Offenbach 17,7, Osnabrück 13,1, Pforzheim 22,6, Plauen i. V. 15,0, Posen 14,9, Potsdam 13,4, Remscheid 11,5, Rixdorf 9,3, Rostock 12,2, Schöneberg 11,4, Solingen —, Spandau 13,5, Stettin 14,8, Straßburg i. E. 16,2, Stuttgart 16,0, Ulm —, Wiesbaden 12,9, Worms —, Würzburg 18,2, Zabrze 21,9, Zwickau 19,1.

pb. **Paletotmarder.** Am 2. Weihnachtsfeiertage gegen abend ist aus einem Hause der Hüxstraße ein dunkler Herrenüberzieher mit grünen Streifen, schwarzem Sammetkragen, schwarzem Futter und dem aus grauer Seide gestickten Monogramm „O. E.", gestohlen worden.

pb. **Ein angeblicher Verwalter,** der in einem Tanzlokale in Israelsdorf einem Mädchen ein Portemonnaie gestohlen hat, wurde festgenommen.

pb. **Messerstecherei.** Festgenommen wurden zwei hiesige Arbeiter, welche am Sonnabend, den 26. ds. Mts. gegen 10 Uhr abends in der Johannisstraße einen Hausburschen mißhandelten und verletzten. Einer der beiden versetzte ihm einen Messerstich in die Brust.

ph. **Verhaftet.** Auf Grund einer Requisition der Königlichen Amtsanwaltschaft in Altona wurde ein Arbeiter aus Hof in Bayern festgenommen.

Zur Erwerbung des Bürgerrechts sind folgende Papiere erforderlich:

1) Geburtsurkunde des Antragstellers. (Diese ist nicht erforderlich, wenn derselbe in Lübeck geboren ist.)
2) Staatsangehörigkeits-Ausweis.
3) Militär-Papier.
4) Anmeldeschein. (Aus demselben muß hervorgehen, seit wann der Antragsteller in Lübeck ist.
   Eventuell (bei Gewerbetreibenden oder selbstständigen Handwerkern):
5) Gewerbe-Anmeldeschein.
6) Innungsmitgliedsschein.
   Ist der Antragsteller verheiratet, so sind außer obigen noch folgende Papiere beizubringen:
7) Heiratsurkunde oder statt deren: Trauschein und Geburtsurkunden der minderjährige Kinder.
8) Geburtsschein der Ehefrau.

Die Vorlage der unter 7 und 8 genannten Urkunden ist ebenfalls nicht erforderlich, wenn der Antragsteller vor dem hiesigen Standesamte die Ehe geschlossen hat und wenn die Kinder hier geboren sind. In diesem Falle hat der Antragsteller ein beim Stadt- und Landamt gratis erhältliches Formular auszufüllen.

Die hiesige Staatsangehörigkeit kann zugleich mit dem Bürgerrecht erworben werden; die erforderlichen Papiere sind die gleichen.

Bürger kann jeder volljährige männliche Angehörige des lübeckischen Staates werden, der mindestens in fünf einander folgenden Jahren seinen Wohnsitz in Lübeck gehabt und alljährlich Steuern bezahlt hat.

Der Antrag ist beim Stadt- und Landamt, Mühlenstraße, 1. Etage, Zimmer Nr. 8, Werktags in der Zeit von 9—1 Uhr zu stellen.

Die Erwerbung des Bürgerrechts und der Staatsangehörigkeit ist kostenlos. Für das Nachschlagen verschiedener Register wird eine Gebühr berechnet.

Vom Steuerbureau ist eine Bescheinigung darüber beizubringen, daß für fünf Jahre Steuern bezahlt worden sind.

Im Hansa-Theater tritt bis zum Silvester eine Künstlerschaar auf, wie sie hierorts tatsächlich wohl noch nicht zu sehen war. Obwohl schon mancher tüchtige Humorist die Besucher des Hansa-Theaters angenehm unterhalten hat, so dürfte Max Steidl doch als humoristischer Vortragskünstler an erster Stelle stehen. Steidl verfügt über eine hübsche Tenorstimme, er versteht zu singen und Instrumente zu imitieren und bewegt sich dabei so flott und lustig, daß das Publikum förmlich elektrisiert wird. Eine Zierde des Programms sind die sechs Colbergs. Vier niedliche Mädchen sowie 2 Knaben produzieren sich als Instrumental-Virtuosen bester Art. Stürmische Heiterkeit erregt der kleine Dreikäsehoch im Frack, der als Kapellmeister den Taktstock schwingt. Reiche Anerkennung findet allabendlich das französische Duett Darlus Nana für seine feinkomischen und grotesken Darbietungen. Sehr eigenartig sind die Vorführungen von Kaufmanns Fantoches Theater. Man sieht da Pierrot auf Stelzen, chinesische Akrobaten usw., sowie schließlich eine ganze Posse. Die mitwirkenden Künstler sind allerdings nur Marionetten, die sich aber ganz wie wirkliche Menschen bewegen. Daß nicht nur Hunde, sondern auch Katzen recht gelehrsame Tiere sind, zeigt der orientalische Dressurakt, den Smaragda dem Publikum vorführt. 14 Angora- und Hauskatzen zeigen sich als Künstler auf den verschiedensten Gebieten. Recht komisch ist das „Wettklettern um die große Wurst", an dem 4 Katzen teilnehmen. Von früher her bekannt ist Stuart, ein Damenimitator, wie er wohl einzig dasteht. Die Stimme und die ganze Erscheinung läßt es kaum glaublich erscheinen, daß es sich bei Stuart um einen Mann handelt. Stürmische Heiterkeit erregte Keenewood als komischer Jongleur. Die Soubrette Eva Nora Ibsen ist eine schneidige Erscheinung; besonders im Trikot. Das Publikum, welches an den drei Weihnachtstagen das Hansatheater füllte, spendete den einzelnen Nummern des reichen Programms den lebhaftesten Beifall. Wir können den Besuch des Hansa-Theaters nur angelegentlich empfehlen.

Kaiser-Panorama, Breitestr. 63, I. Koblenz, Mosel und Lahntal wird in dieser Woche im Panorama ausgestellt. Wir machen zunächst einen Rundgang durch Koblenz, promenieren in den herrlichen Kaiserin-Augusta-Anlagen 2c. Weiter geht es dann nach Andernach, Schloß Stolzenfels, Braubach und die Marksbach. Der Blick von Schloß Stolzenfels nach Niederlahnstein ist wunderbar; von dort geht es nach dem herrlich gelegenen Badeorte Bad Ems. An der Mosel besuchen wir Winningen, Cobern, Zell, Bad Bertrich. Sämtliche Aufnahmen sind ganz neu und hier noch nicht gezeigt; wir können eine Besichtigung dieser interessanten Serie auf das angelegentlichste empfehlen.

Neues Stadttheater. Dienstag abend 7½ Uhr findet eine nochmalige Aufführung des Vorabends zu Richard Wagners Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen": „Das Rheingold" statt. An Stelle des erkrankten Frl. Schardt wird Frau Steinbach-Tümler vom Stadttheater in Hamburg in den beiden Partien der Floßhilde und Erda gastieren. — Mittwoch und Donnerstag, nachmittags 3 Uhr, kommt bei ganz kleinen Nachmittags-Preisen das reizende Weihnachtsmärchen „Prinzeß Tausendhändchen" von Möller zur Wiederholung. Mittwoch abend 7½ Uhr gelangt bei kleinen Preisen das wirkungsvolle Schauspiel „Der Hüttenbesitzer" von Georges Ohnet zur nochmaligen Aufführung. Am Donnerstag abend 7½ Uhr erscheint bei kleinen Preisen der erfolgreiche Schwank „Die gelbe Gefahr" von Kurt Kraatz nochmals auf dem Spielplan. — Für Freitag (Neujahr) abend 7½ Uhr befindet sich die stets zugkräftige Operette „Die Fledermaus" von Johann Strauß in Vorbereitung.

Schwartau-Rensefeld. Die Parteiversammlung findet bereits am Dienstag, den 29. d. Mts., statt, nicht am Donnerstag, den 31. Dezember. Da eine wichtige Tagesordnung zu erledigen ist, ist es Pflicht aller Genossen zu kommen.

Gnissau. Die Steuerrolle der Gemeinde Gnissau liegt vom 19. d. M. bis zum 1. k. M. einschließlich im Geschäftszimmer des Gemeindevorstehers Hardt zu Gnissau zur Einsicht der beteiligten Steuerpflichtigen aus. Die Einsicht ist jedem in der Rolle Verzeichneten, jedoch nur in bezug auf seine eigene Steuerveranlagung gestattet.

Hamburg. Der Hafenbetriebsverein auf dem Kriegspfade. Wie das „Echo" von zuverlässiger Seite erfährt, trägt sich der Hafenbetriebsverein in Hamburg mit der Absicht, Anfang nächsten Jahres einen allgemeinen Vorstoß gegen die ihm so sehr verhaßte Organisation der Hafenarbeiter zu unternehmen. Auswärtige Stellenvermittler (Streikbureaus) sind bereits auf Betreiben des Hafenbetriebsvereins auf der Suche nach ausländischen Streikbrechern. (Einer soll allein 1000 Mann liefern.) Der Hafenbetriebsverein scheint demnach eine Aktion großen Stils vorzubereiten und das hamburgische Erwerbsleben wird wohl schon sehr bald die schweren Schäden eines großen Kampfes im Hafengebiet zu spüren bekommen. Wir dürfen uns wohl die Frage erlauben: Wer ist denn jetzt wieder der Friedensstörer, der in rücksichtsloser Weise Handel und Verkehr bedroht? — Durch Rauch vergiftet. In einem hiesigen Pensionat fiel es Mittwoch nachmittag Hausbewohnern auf, daß die Wirtschafterin, deren Mutter und eine zum Besuch weilende Freundin nicht zum Vorschein kamen. Man suchte sie und fand alle drei bewußtlos im Zimmer liegen. In einem zweiten Zimmer lag bereits als Leiche der Kommis Schmidt. Die Untersuchung ergab, daß das Ofenrohr undicht war und alle vier Personen durch Rauch vergiftet worden sind. Die drei Frauen erholten sich nach kurzer Zeit. — Ein folgenschwerer Zusammenstoß zweier Motorwagen ereignete sich am Donnerstag nachmittag Ecke Holstenstraße und Neuer Kreuzweg. Infolge des starken Weihnachtsverkehrs nach den Altonaer Friedhöfen waren Extrawagen eingestellt worden, die von Reservemannschaften, Führern und Schaffnern, bedient wurden. Als einer dieser Wagen kurz vor 4 Uhr die Haltestelle beim Kaltenkirchener Bahnhof verlassen wollte, warnte ein anwesender Kontrolleur den Wagenführer vor zu schnellem Fahren, da von der entgegengesetzten Seite bald ein Wagen kommen müsse. Der Reservewagen fuhr denn auch anfangs mit mäßiger Geschwindigkeit, die der Führer jedoch bald steigerte. Als der Wagen unter der Bahnüberführung in den Kreuzweg einbog, sah der Führer unmittelbar vor sich einen von den Friedhöfen kommenden, in mäßiger Fahrt befindlichen Wagen. Trotz sofortigen Bremsens gelang es nicht, den Reservewagen schnell zum Stehen zu bringen. Er fuhr mit solcher Vehemenz gegen den entgegenkommenden Motorwagen, daß beide Wagen schwer beschädigt wurden und außer Betrieb gesetzt werden mußten. Leider sind bei dem Zusammenstoß auch fünf weibliche Fahrgäste, zum Teil schwer verletzt worden. Drei von ihnen, die erhebliche Verletzungen des Kopfes davongetragen hatten, wurde in einem benachbarten Laden die erste Hilfe zuteil. Später wurden sie mit dem Wagen nach ihren Wohnungen befördert. Die Verletzungen der beiden anderen Frauen waren leichter Natur. Zwei weiteren Damen sind bei dem Zusammenstoß die Kleider vollständig zerrissen worden. Auch ein Führer und ein Schaffner erlitten bei der Kollision Verletzungen. Der Zusammenstoß hatte eine längere Verkehrsstörung im Gefolge.

Hamburg. Mordversuch und Selbstmord. Im Hause Brennerstraße 90, 3. Etage, spielte sich am zweiten Weihnachtstage, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, eine blutige Szene ab. Einem dort wohnenden 50jährigen Klavierarbeiter Mehlgarten aus Lensch überbrachte die 10jährige Erna Langrock aus der Schmilinskystraße im Auftrage ihrer Mutter, einer Näherin, das Mittagessen. Kurz nach Betreten des Zimmers richtete M. auf die Kleine einen Revolver und gab einen Schuß auf sie ab, der das stechende Mädchen in den Hinterkopf traf. Die zweite Kugel feuerte der Mensch sich in den Mund. Hinzueilende Hausbewohner trugen das bewußtlose Mädchen nach dem St. Georger Krankenhause, wo man nach einer besorgniserregenden Nacht hofft, sie am Leben zu erhalten. Mehlgarten wurde gleichfalls ins St. Georger Krankenhaus befördert, verstarb aber wenige Stunden darauf. Über die Gründe der Tat verweigert die Mutter des Kindes jede Auskunft. — Eine neue Bluttat an einem Schutzmann hat am Sonntag die Kriminalpolizei in fieberhafte Tätigkeit versetzt. Auf dem Gartenland an der Billstraße überraschte in der Nacht zum Sonntag der Schutzmann Braun einen Einbrecher und erhielt von ihm einen Stich in den Nacken. Es kam zwischen beiden zum Ringen, wobei der Beamte strauchelte und an einem Drahtgitter zu Fall kam, doch gelang es ihm, seinem Gegner, der von neuem das Messer gegen ihn zückte, die Waffe zu entreißen. Auf die Versicherung des Einbrechers, ruhig mit zur Wache gehen zu wollen, führte ihn B. eine Strecke ohne Störung fort. Plötzlich sah der Schutzmann abermals ein Messer in der Hand seines Begleiters blinken und erhielt, bevor er es verhindern konnte, zwei Stiche in das Kinn. Es begann nochmals ein verzweifeltes Ringen, bei dem Braun infolge des großen Blutverlustes unterlag und zu Boden stürzte. Auf die Hilferufe des aus neun Stichwunden, besonders am Hinterkopf, stark blutenden Schutzmannes ergriff der Rowdy die Flucht, da zwei Zivilpersonen nahten. Die Verletzungen sind so schwer, daß man für das Leben des Beamten fürchtet. Die beiden Privatpersonen, an denen der Verbrecher in einiger Entfernung vorbeirannte, beschrieben ihn als etwa 20 Jahre alt, 1,67 m groß, schmächtig, bartlos, mit dunklem Jackettanzug, schwarzem weichen Filzhut. Das von dem Schutzmann am ersten Tatort dem Burschen abgenommene Messer und ein bei der letzten Affäre aufgefundenes, vermutlich gleichfalls ihm gehörendes weißes Taschentuch, das neu, ungewaschen und zwei Finger breit von der Kante ringsum mit Kreuzstichen abgenäht ist, befinden sich am Kriminalrevier. Zur Ermittelung des Täters hat die Polizeibehörde eine Belohnung von 500 Mk. ausgesetzt.

Altona. Beide Beine abgefroren. Auf einer Weide Ecke Kreuzweg und Bornkampsweg wurde am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages ein etwa 20jähriges Mädchen bewußtlos aufgefunden und durch die Sanitätskolonne der Feuerwehr in das städtische Krankenhaus geschafft. Hier stellte es sich heraus, daß dem Mädchen beide Beine abgefroren waren; außerdem war es schwer krank. Wie die Unglückliche auf die Weide gelangt ist, konnte noch nicht festgestellt werden.

Itzehoe. Schwerer Unglücksfall. Die 7jährige Tochter Hertha des Viehtreibers Friedr. Wedemeyer, wohnhaft Feldschmiedekamp 35, hier, hat sich gestern nachmittag 1½ Uhr infolge fahrlässigen Umgehens mit Streichhölzern und Petroleum schlimme Brandwunden zugezogen und ist bald darauf im Julienstift verstorben. Die Mutter hatte auf kurze Zeit die Wohnung verlassen, um einen Ausgang zu besorgen. Während ihrer Abwesenheit muß das Kind mit Feuer und Petroleum hantiert haben. Letzteres stand bereit und wurde von der Mutter regelmäßig zum Anfachen des Feuers benutzt. Dabei werden die Kleider Feuer gefangen haben. Als die im Erdgeschoß wohnende Großmutter das Geschrei des Kindes hörte und zur Hilfe eilte, war es bereits zu spät. Die Großmutter riß dem Kinde sofort die brennende Kleidung vom Leibe. Das Kind hatte aber bereits so schwere Brandwunden erlitten, daß es sofort ins Julienstift überführt werden mußte, in welchem es gegen 5¾ Uhr seinen Verletzungen erlag.

Cuxhaven. Über Bord gefallen. An Bord des Fischdampfers „Senator Sthamer" der Cuxhavener Hochseefischerei A.-G., der am Dienstag vom Fang aus See zurückgekehrt ist, war, nach dem „Fremdenbl.", auf hoher See der Matrose Carl Wendt, der am 19. Dezember in Geestemünde an Bord genommen worden ist, plötzlich verschwunden. Der Fischdampfer kreuzte lange Zeit vergeblich umher, um nach dem Vermißten zu suchen. Als man nachmittags dann das ausgeworfene Netz einzog, wurde darin die Leiche des Matrosen vorgefunden. Wendt ist wahrscheinlich über Bord gefallen und hat sich in das Netz verwickelt.

Oldenburg. Ein Bahnpostwagen mit Weihnachtspaketen in Flammen. Donnerstag früh entstand in dem von Bremen nach Wilhelmshaven fahrenden Personenzug Nr. 2 (ab Bremen 6.23) bei der Ankunft des Zuges in Delmenhorst in dem mit Weihnachtspaketen angefüllten Postbeiwagen Feuer. Beim Öffnen der Türen schlugen die Flammen heraus. Das Feuer griff so rasch um sich, daß die Pakete durch Herauswerfen auf den Bahnsteig nicht mehr gerettet werden konnten. Der Wagen wurde an die Wasserstation gefahren und unter Wasser gesetzt. Von Paketen konnten nur wenige in Sicherheit gebracht werden. Die Postsendungen waren für Wilhelmshaven, sowie für die an den Strecken Oldenburg, Wilhelmshaven und Nordenham liegenden Postitationen bestimmt. Die Ursache der Entstehung des Feuers konnte nicht festgestellt werden.

Theater und Musik.

Im Stadthallen-Theater ging am ersten Weihnachtsfeiertage das bekannte Lustspiel „Kean" von Dumas in Szene und erzielte einen schönen Erfolg. Die Titelrolle spielte Herr Holstein sehr wirkungsvoll. Mit feinem Humor gab Herr Albert den treuen Souffleur Salamon. Die übrigen Rollen sind durchweg nur nebensächlicher Art; ihre Wiedergabe war angemessen. Das Publikum unterhielt sich auf das beste. P. L.

Nie erlahmen

darf die Arbeiterschaft in dem Bestreben, für ihre Ziele Propaganda zu machen. Das beste Hilfsmittel dabei ist

die Arbeiterpresse.

Jetzt ist die beste Gelegenheit, neue Leser und Abonnenten zu werben. An dieser Arbeit muß sich jeder Arbeiter, jeder Parteigenosse beteiligen. Jeder muß dessen eingedenk sein, daß es Pflicht ist, bei jeder Gelegenheit

für den „Lübecker Volksbote" zu agitieren.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Lomrat; für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissionssitzungen

Silvesterfeier-Komitee.
Dienstag, den 29. Dezember, abends 8½ Uhr, im Vereinshaus:
Sitzung der erweiterten Kommission.

H. T. V.
Mittwoch abend 8½ Uhr:
Festkomitee-Sitzung in der „Ostsee".

Grete Draguhn
Heinrich Burmester
Verlobte.
Fackenburg. Weihnachten 1908. Ravensbusch.

Als Verlobte empfehlen sich:
Anna Kröger, Schlutup
Johann Sterly, Selmsdorf.
Weihnachten 1908.

Mariechen Schönoohm
Heinrich Wede
Verlobte.
Lübeck. Weihnachten 1908.

Statt besonderer Meldung.
Bertha Jahnke
Emil Heinemann
Verlobte.
Lübeck, den 25. Dezember 1908.

Minna Lau
Friedrich Görendt
Lübeck. Verlobte. Schneidemühl, z. Zt. Lübeck.
Weihnachten 1908

Am Weihnachtstage, den 25. Dezember, starb plötzlich und unerwartet unser teurer und unvergeßlicher Vater, Schwiegervater und Großvater **Heinrich Niß** im Alter von 69 Jahren. Dies zeigen an die tiefbetrübten Hinterbliebenen.

Marg. Niß nebst Kinder.

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 29. Dezember, nachmittags 3 Uhr, von der Vorwerker Friedhofskapelle aus statt.

Haus in der Stadt sofort ohne Anzahlung billig zu verkaufen. Käufer wohnt frei. Näheres Depenau 5, I.

Zwei Herren-Paletots
sind zu verkaufen
Steinstraße 12, I., beim Weiten Lohberg.

Entlaufen kleine schwarze Katze.
Abzugeben Friedenstraße 86.

Kleinere Umzüge
übernimmt
A. Peters, Wickedestraße 17.

Dr. Schuhr
von der Reise zurück.

Adolf Hübner, Uhrmacher u. Goldarbeit., Fünfhaus. 13

Erfinder
wenden sich am zweckmäßigsten an bedeutende Patentbureaus, deren Ruf und Leistungsfähigkeit bekannt und über deren Vertrauenswürdigkeit Auskunftsbureaus gern Auskunft erteilen.
J. Bett & Co.,
Bureau für Patentverwertung u. Erwirkung.
Berlin SW. 48. Q.

Hasenfelle
Kanin, Füchse, Iltis, Marder etc. kauft zu höchsten Tagespreisen.
J. L. Würzburg, Wahnstr. 22a.

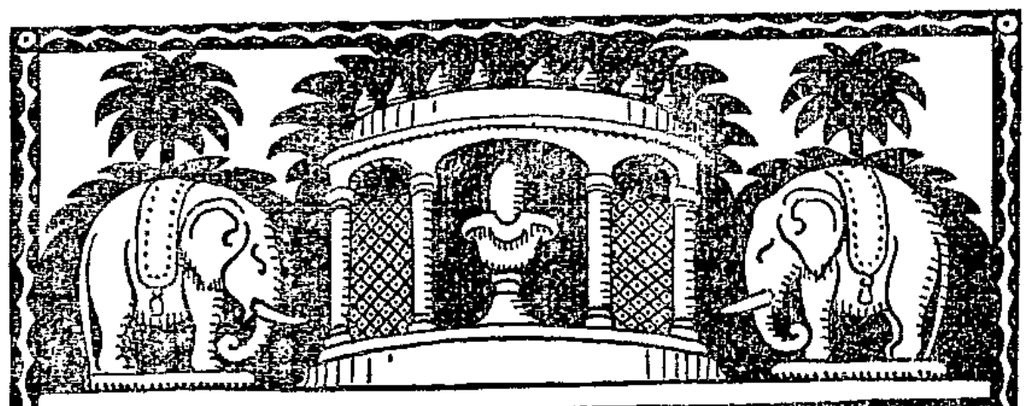
Friedr. Meyer & Comp.

Buchdruckerei — Buchhandlung
Johannisstraße 46 ▭ LÜBECK ▭ Fernspr.: Nr. 926

Anfertigung von
Plakaten
Broschüren
Flugblättern
Statuten
Mitgliedskarten
Eintrittskarten
Programmen
Festliedern.

Herstellung sämtlicher Buchdruckarbeiten
in ein- u. mehrfarbigem Druck
Für Massenauflagen: Rotationsdruck.
Solide Preise. — Prompte Lieferung.
Verlag des Lübecker Volksboten

Anfertigung von
Briefbogen
Kouverts
Rechnungen
Quittungen
Mitteilungen
Adresskarten
Zirkularen
Visitenkarten.



PALMONA

Pflanzen-Butter-Margarine
gleicht im Aussehen, Geschmack und Geruch der besten Butter; bräunt und schäumt wie diese; ist gänzlich frei von tierischen Fetten und nicht zu verwechseln mit gewöhnlicher Margarine.
Preis 90 Pfg. das Pfd.
Palmona bietet eine wertvolle Ergänzung zu unserem allgemein beliebten Palmin für Braten, Saucen etc. und zum Brotaufstrich.
H. Schlinck & Cie. · Mannheim
Alleinige Produzenten von Palmin und Palmona.

IVO PUHONNÝ.

Schulschreibhefte

in allen Liniaturen — genau nach Vorschrift
empfiehlt die
Buch- und Papierhandlung von Friedr. Meyer & Co.

AN DIE LUFT GESETZT werden Reisende unsolider Firmen.

Infolge meiner 18jährigen praktischen Erfahrung in **Nähmaschinen** und **Fahrrädern** bin ich in der Lage, Ihnen nur das Allerbeste vom Besten zu billigsten Preisen zu liefern.

Heinr. Körner
Gr. Burgstraße 15. Fernruf 1885.

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
1 Jahr Garantie.
Ernst Gentzen, Uhrmacher
Königstraße 62, b. d. Hüxstraße
Gebe rote Rabattmarken.

Achtung!
Kohlenarbeiter!

Versammlung
am 28. Dezember,
abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.
Tages-Ordnung:
Innere Verbandsangelegenheiten.
Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Verein von Stockelsdorf u. Umg.

Versammlung
am Mittwoch, 30. Dezbr.,
abends 8 Uhr,
in Paetaus Gesellschaftshaus.
Der Vorstand.

Sozialdemokratischer Verein Schwartau-Rensefeld.
Partei - Versammlung
am Dienstag, den 29. Dezember.

Hansa-Theater
Nur noch 3 Tage.
6 Colbergs 6
Stuart
Max Steidl
und das große Weihnachts-Programm.
Vorverkauf bei Sager bis 5 Uhr.

Panorama
Breitestraße 53. I., im Flügel
Vom 27. Dezember bis 2. Januar:
Koblenz.
Mosel- und Lahntal.

Neues Stadttheater.
Dienstag, 7½ Uhr: Große Preise.
Voll-Abonnement 86. Dienstag-Abonn. 18.
Das Rheingold von Wagner.
Mittwoch, nachm. 3 Uhr: Außer Abonn. Nachmittags-Preise!
Prinzess Tausendhändchen.
Weihnachtsmärchen.
Mittwoch, 7½ Uhr: Kleine Preise.
Voll-Abonnement 87. Mittwoch-Abonn. 10.
Der Hüttenbesitzer.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 302. Montag, den 28. Dezember 1908. 15. Jahrg.

Die Fremdenlegion.

W. B. So groß ist die politische Nervosität geworden, daß die berüchtigte französische Fremdenlegion in Algier eine Gefahr für den europäischen Frieden bilden kann. Dieses Korps existiert seit bald acht Jahrzehnten und niemals ist ihm eine solche Bedeutung zugemessen worden, wie heute. Ein Zeichen der Zeit!

Die Fremdenlegion ist eine Erbschaft, welche die französische Republik von der Monarchie übernommen hat. Die Legion ward 1831 in Toulon aus geworbenen Nichtfranzosen gebildet, um an der Eroberung Algiers teilzunehmen. Merkwürdigerweise bildeten gleich zu Anfang in der Legion die Deutschen die weit überwiegende Mehrzahl. Unter den sechs Bataillonen, welche die Legion bildeten, bestanden vier aus Deutschen, eines aus Spaniern und eines aus Polen und Italienern. Schon damals fühlten sich die Deutschen in ihrer Heimat weniger „zu Hause", als die meisten anderen Nationen, und es ist bezeichnend, daß auch heute noch der Zulauf von Deutschen zu der Legion ein so starker ist.

Die Legion wurde aus „unruhigen" und „verdorbenen" Leuten der verschiedenen Nationen gebildet. Natürlich befanden sich nicht lauter „verdorbene", sondern auch sehr viele vom Unglück verfolgte Leute bei dieser Truppe. Sie diente hauptsächlich dazu, die aufständischen Araber niederzuwerfen und im Zaume zu halten. Dabei begingen die vielen rohen Gesellen, die sich in der Legion befanden, fürchterliche Grausamkeiten und forderten damit die Rache der Araber heraus. Die Geschichte dieser Legion ist bis in die neueste Zeit herein fast auf jeder Seite mit Blut geschrieben.

Die Fremdenlegion ist vielfach auch außerhalb Algiers verwendet worden. 1837 kämpfte sie in Spanien gegen die Karlisten, 1854 in der Krim gegen die Russen und 1859 in der Lombardei gegen die Österreicher. 1862 wurde sie aufgelöst, 1864 aber neugebildet und zum Teil im Kriege mit Mexiko verwendet. 1870 kämpfte die Fremdenlegion an der Loire gegen die Deutschen und 1885 in Tonking gegen die Chinesen. Sie besteht jetzt aus zwei Regimentern zu je sechs Bataillonen.

Diese Legion hat in der abenteuerlichen Phantasie eines großen Teiles der deutschen Jugend eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Indianer der nordamerikanischen Prärien. Wie oft ist es vorgekommen, daß junge Leute, wie von einer Fata Morgana verlockt, nach Algier fliehen, um dort in die Fremdenlegion einzutreten, von der sie Abenteuer und Heldenruhm erwarteten. Sie kehrten, wenn sie nicht unter den Kugeln und Säbeln der Araber fielen, mit den schrecklichsten Enttäuschungen zurück. Bei manchem siegte das Heimweh und sie desertierten, gar mancher verfiel den barbarischen Strafen, die auf Desertion gesetzt werden oder verschmachtete in der Wüste. Unter den Briefen, die Napoleon III. aus Deutschland erhielt und die nachher veröffentlicht worden sind, befinden sich auch Gesuche deutscher Familienväter, um Loslassung ihrer Söhne aus der Fremdenlegion. So flehentlich diese Gesuche abgefaßt waren, sie scheinen alle unberücksichtigt geblieben zu sein.

Die Legionäre wurden stets unmenschlich strenge gehalten; auch heute noch ist dies, soweit uns bekannt, Brauch. Man glaubt so verfahren zu müssen, weil die Leute, die sich entschließen, in dieser verrufenen Legion zu dienen, fast alle gänzlich Schiffbruch im Kampf ums Dasein gelitten. „Früchtchen", die zu nichts taugen, Abenteurer und Gauner aller Art, verzweifelte und verkommene, vor allem aber unglückliche Menschen greifen nach diesem letzten Rettungsanker, um auch bald wieder an diesem zu verzweifeln. Wir haben von Leuten, die in der Legion gedient, entsetzliche Schilderungen gehört, wie es dort zugeht. Manche Übertreibungen mögen dabei gewesen sein, aber wenn nur die Hälfte wahr ist, so ist es noch schlimm genug. Aus neuerer Zeit liegen zwei Briefe von einem entflohenen Legionär vor. In dem einen heißt es: „Wir sind arme Teufel mit 4 Pfg. täglicher Löhnung". In einem anderen Briefe schreibt er: „Die Disziplin ist eine verächtlich lage. Gegenüber dem deutschen Soldaten ist der Legionär ein Freiherr, und er ist es in weit größerem Maße als der französische Soldat."

Aber warum hat dann der gleiche Legionär sich zu dem gefährlichen Unternehmen des Ausreißens entschlossen? Es muß also mit dem „Freiherrn" doch nicht so weit her sein.

Die französische Republik hätte diese Lgion längst auflösen sollen, für die in einem Staate mit allgemeiner Wehrpflicht kein Platz ist. Allerdings betreibt die in Frankreich regierende Bourgeoisie in ihren Kolonien die gleiche Unterdrückungspolitik wie andere Mächte und da kam ihr die Fremdenlegion ganz gelegen.

Nach allem, was man vernommen, steht es fest, daß sich eine Vereinigung in Deutschland gebildet hat, deren Zweck es ist, die Flucht deutscher Fremdenlegionäre zu fördern und zu unterstützen. Welcher Zweck dabei verfolgt wird, ist uns nicht ganz klar. Sollte das alles nur aus „Nationalgefühl" und Mitleid geschehen, um jene verirrten Söhne Germanias dem französischen Dienste zu entziehen? Das glauben wir kaum. Wir enthalten uns eines Urteils, solange die Sache nicht völlig aufgeklärt ist; andererseits aber wäre es am besten, wenn die Regierungen zu Berlin und zu Paris sich verständigten, um dafür zu sorgen, daß nicht immer wieder neue „Fälle" geschaffen werden, welche der chauvinistischen Presse diesseits und jenseits der Vogesen Gelegenheit zu jenen frivolen und verbrecherischen Hetzereien geben, die schließlich für den Frieden gefährlich werden bei der gegenwärtigen allgemein gereizten Stimmung in Europa.

Es ist aber auch ein Armutszeugnis sondergleichen für die bürgerliche Zivilisation, daß so viele Existenzen, die im Kampf ums Dasein Schiffbruch gelitten und die trotz alledem zu produktiver Arbeit verwendet werden könnten, mitten in dieser Zivilisation keinen anderen Stützpunkt mehr zu finden vermögen, als die Fremdenlegion in Algier.

Soziales und Parteileben.

Die Tarifverträge im Jahre 1907. Während die Statistik 1646 Tarifverträge für 46 038 Betriebe mit 380 401 Arbeitern als im Jahre 1906 abgeschlossen oder erneut zählte, sind für das Jahr 1907 von den Arbeitnehmerverbänden als abgeschlossen, erneuert oder verlängert 2811 Tarife für 42 145 Betriebe mit 372 794 Personen mitgeteilt worden. Als Bestand am 1. Januar 1907 sind 3562 Tarife für 97 344 Betriebe mit 817 150 Personen verzeichnet, als Bestand am 31. Dezember 5319 Tarife für 410 980 Betriebe mit 974 074 Personen. Befragt waren sowohl die Arbeitgeber- wie die Arbeitnehmerverbände, die Arbeitgeber hatten aber nur über 319 im Jahre 1907 abgeschlossene Tarifverträge berichtet. Diese geringe Zahl wird in der Hauptsache dadurch erklärt, daß die größeren Arbeitgeberverbände nur einige Tarifverträge abgeschlossen haben, während die kleineren Ortsgruppen und Einzelfirmen, die mit den Arbeitnehmerverbänden Vereinbarungen trafen, dem Hauptvereine in vielen Fällen gar keine Nachricht davon gaben.

Abgelehnt. Der Vorstand des alten Bergarbeiterverbandes hatte bei den übrigen Bergarbeiterorganisationen um deren Beteiligung an einen Deutschen Bergarbeitertag angefragt, der der gemeinsamen Aktion des Bergarbeiterschutzes dienen sollte. Wie jetzt mitgeteilt wird, hat der christliche Gewerkverein der Bergarbeiter Deutschlands die Beteiligung an der Vorbesprechung über die Abhaltung eines Deutschen Bergarbeiterkongresses abgelehnt. — Die Ablehnung kommt kaum noch überraschend, nachdem die „Essener Volkszeitung" ihre Meinung dahin ausgesprochen hatte, daß der Wert eines solchen Kongresses sehr zweifelhaft wäre, weil ja bereits feststehe, daß im Reichstage eine Mehrheit für ein Reichsberggesetz vorhanden sei.

Über das neue Verbandshaus der Metallarbeiter in Nürnberg wird noch berichtet: Die Zahlstelle, die die größte Organisation am Orte ist und über ein Drittel (ca. 14 000) aller organisierten Arbeiter Nürnbergs umfaßt, hat vor einigen Jahren in der Karthäusergasse, gegenüber dem Germanischen Museum, einen ansehnlichen Häuserkomplex erworben und die alten Gebäude niederreißen und zu einer einzigen Anlage umbauen lassen, die ein beredtes Zeugnis ablegt von dem Fortschreiten der Arbeiterbewegung in der bayerischen Industriemonopole. Das Vorderhaus enthält im Parterre große Wirtschaftsräumlichkeiten, die die Stadt um ein hübsches und gediegenes Arbeiterverkehrslokal bereichern. Die Räume sind in zwei Abteilungen gegliedert; die eine ist ein gemütliches, geschmackvoll im altdeutschen Stil ausgestattetes Kneipzimmer. Die Hauptabteilung kann von dem Kneipzimmer durch spanische Wände abgeteilt und in einen Versammlungssaal umgewandelt werden. In den drei übrigen Stockwerken sind schöne Wohnungen eingerichtet. Zwischen Vorderhaus und Hinterhaus liegt ein geräumiger, mit Bäumen bepflanzter Hof, der im Sommer als Wirtschaftsgarten dienen kann. Das Parterre enthält ausgedehnte Bureauräumlichkeiten. In einem großen Vorraum, der als Wartezimmer und als Bibliothekzimmer, sowie auch als Sitzungslokal dient, liegen die Schalter für die Abfertigung der zu unterstützenden Mitglieder, dahinter die Zimmer für die einzelnen Verwaltungsabteilungen. Im ersten Stock ist die Herberge, bestehend aus vier Schlafräumen mit 1, 2, 7 und 23 Betten, die zunächst vollständig ausreichen, da die Herberge bisher im Durchschnitt täglich von 17 Reisenden in Anspruch genommen wurde. Sie kann aber im Notfalle vergrößert werden. Die Herberge ist durchaus allen modernen Anforderungen entsprechend eingerichtet und mit Wasch- und Badegelegenheit reichlich versehen. Der ganze Bau, der dem Stadtteil zur Zierde gereicht, kam auf 370 000 Mk. zu stehen.

Aus dem gelben Sumpf. Unser Nürnberger Parteiblatt, die „Fränk. Tagespost", ist in der Lage, interessantes Material über die gelben Arbeitervereine der Unternehmer zu veröffentlichen. Augsburg ist bekanntlich die Hauptbrutstätte der gelben Seuche. In 15 Betrieben mit zusammen 15 930 Arbeitern sind dort 6326 (gleich 39,7 Proz.) Arbeiter in den gelben Werkvereinen organisiert. Die Zahl der Gelben im Verhältnis zu der Gesamtarbeiterschaft in den einzelnen Betrieben schwankt zwischen 7 Prozent und 73 Prozent. An der Spitze der Augsburger gelben Vereine steht der in der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (Werk Augsburg; im Nürnberger Werk ist die geplante gelbe Gründung mißlungen!). Im Augsburger Werk dieser Firma sind von 3274 Arbeitern 2390 auf den gelben Leim gekrochen. Außer in Augsburg gibt es in Bayern gelbe Vereine in Bamberg (450), Bayreuth (601), München (43), Nürnberg (1305, darunter in den Schuckertwerken 905), insgesamt in Bayern 8725 Gelbe. Die bayerischen gelben Vereine sind mit verschiedenen „vaterländischen" Vereinen im Reiche kartelliert. Dieses gelbe Kartell umfaßt 21 402 von 57 192 in den betreffenden Betrieben beschäftigten Arbeitern (37,4 Proz.). Die Unternehmer planen über ganz Deutschland eine Zentralorganisation ihrer gelben Kreaturen. Aus dem Geschäftsbericht des gelben Vereins der Maschinenfabrik Augsburg ist von Interesse die Tatsache, daß das dort erscheinende gelbe Wochenblättchen von einem Mitgliede der Redaktion der „vornehmen „liberalen" „Augsburger Abendzeitung" redigiert und von den Unternehmern finanziell ausgehalten wird. Daß die bei den Augsburger Gewerbegerichtswahlen den Gelben entstandenen Wahlunkosten im Betrage von 585 Mk. von den Unternehmern bezahlt wurden, ist schließlich selbstverständlich. An

Die Verlobung in St. Domingo.

Erzählung von Heinrich von Kleist.

(3. Fortsetzung.)

Toni, welche sichtbar bemerkte, daß sich seine Heiterkeit zerstreut hatte, nahm ihn freundlich und teilnehmend bei der Hand und fragte: Mit welcher? worauf jener nach einer kurzen Besinnung das Wort nahm und sprach: Ihr Name war Mariane Congreve und ihre Vaterstadt Straßburg. Ich hatte sie in dieser Stadt, wo ihr Vater Kaufmann war, kurz vor dem Ausbruch der Revolution kennen gelernt und war glücklich genug gewesen, ihr Jawort und vorläufig auch ihrer Mutter Zustimmung zu erhalten. Ach, es war die treuste Seele unter der Sonne; und die schrecklichen und rührenden Umstände, unter denen ich sie verlor, werden mir, wenn ich dich ansehe, so gegenwärtig, daß ich mich vor Wehmut der Tränen nicht enthalten kann.

Wie? sagte Toni, indem sie sich herzlich und innig an ihn drückte: sie lebt nicht mehr?

Sie starb, antwortete der Fremde, und ich lernte den Inbegriff aller Güte und Vortrefflichkeit erst mit ihrem Tode kennen. Gott weiß, fuhr er fort, indem er sein Haupt schmerzlich an ihre Schulter lehnte, wie ich die Unbesonnenheit so weit treiben konnte, mir eines Abends an einem öffentlichen Ort Äußerungen über das eben errichtete furchtbare Revolutionstribunal zu erlauben. Man verklagte, man suchte mich; ja in Ermangelung meiner, der glücklich genug gewesen war, sich in die Vorstadt zu retten, lief die Rotte meiner rasenden Verfolger, die ein Opfer haben mußte, nach der Wohnung meiner Braut, und durch ihre wahrhaftige Versicherung, daß sie nicht wisse, wo ich sei, erbittert, schleppte man dieselbe unter dem Vorwand, daß sie mit mir im Einverständnis sei, mit unerhörter Leichtfertigkeit statt meiner auf den Richtplatz. Kaum war diese entsetzliche Nachricht hinterbracht worden, als ich sogleich aus dem Schlupfwinkel, in welchen ich mich geflüchtet hatte, hervortrat, und indem ich, die Menge durchbrechend, nach dem Richtplatz eilte, laut ausrief; Hier, ihr Unmenschlichen, hier bin ich! Doch sie, die schon auf dem Gerüst der Guillotine stand, antwortete auf die Frage einiger Richter, denen ich unglücklicherweise fremd sein mußte, indem sie sich mit einem Blick, der mir unauslöschlich in die Seele geprägt ist, von mir abwandte: diesen Menschen kenne ich nicht! — worauf unter Trommeln und Lärmen, von den ungeduldigen Blutmenschen angezettelt, das Eisen wenige Augenblicke nachher herabfiel und ihr Haupt von seinem Rumpfe trennte. . . . . Wie ich gerettet worden bin, das weiß ich nicht; ich befand mich eine Viertelstunde darauf in der Wohnung eines Freundes, wo ich aus einer Ohnmacht in die andere fiel und halbwahnwitzig gegen Abend auf einen Wagen geladen und über den Rhein geschafft wurde. — Bei diesen Worten trat der Fremde, indem er das Mädchen losließ, an das Fenster; und da diese sah, daß er sein Gesicht sehr gerührt in ein Tuch drückte, so übernahm sie, von manchen Seiten geweckt, ein menschliches Gefühl; sie folgte ihm mit einer plötzlichen Bewegung, fiel ihm um den Hals und mischte ihre Tränen mit den seinigen.

Was weiter erfolgte, brauchen wir nicht zu melden, weil es jeder, der an diese Stelle kommt, von selbst liest. Der Fremde, als er sich wieder gesammelt hatte, wußte nicht, wohin ihn die Tat, die er begangen, führen würde; inzwischen sah er so viel ein, daß er gerettet und in dem Hause, in welchem er sich befand, für ihn nichts von dem Mädchen zu befürchten war. Er versuchte, da er sie mit verschränken Armen auf dem Bett weinen sah, alles nur mögliche, um sie zu beruhigen. Er nahm sich das kleine goldene Kreuz, ein Geschenk der treuen Mariane, seiner abgeschiedenen Braut, von der Brust; und indem er sich unter unendlichen Liebkosungen über sie neigte, hing er es ihr als ein Brautgeschenk, wie er es nannte, um den Hals. Er setzte sich, da sie in Tränen zerfloß und auf seine Worte nicht hörte, auf den Rand des Bettes nieder und sagte ihr, indem er ihre Hand bald streichelte, bald küßte, daß er bei ihrer Mutter am Morgen des nächsten Tages um sie anhalten wollte. Er beschrieb ihr, welch ein kleines Eigentum, frei und unabhängig, er an den Ufern der Aar besitze; eine Wohnung, bequem und geräumig genug, sie und auch ihre Mutter, wenn ihr Alter die Reise zulasse, darin aufzunehmen; Felder, Gärten, Wiesen und Weinberge; und einen alten, ehrwürdigen Vater, der sie dankbar und liebreich daselbst, weil sie seinen Sohn gerettet, empfangen würde. Er schloß sie, da ihre Tränen in unendlichen Ergießungen auf das Bettkissen niederflossen, in seine Arme und fragte sie, von Rührung selber ergriffen, was er ihr zuleide getan und ob sie ihm nicht vergeben könne. Er schwor ihr, daß Liebe für sie nie aus seinem Herzen weichen würde, und daß nur im Taumel wunderbar verwirrter Sinne eine Mischung von Begierde und Angst, die sie ihm eingeflößt, ihn zu einer solchen Tat habe verführen können. Er erinnerte sie zuletzt, daß die Morgensterne funkelten und daß, wenn sie länger im Bette verweilte, die Mutter kommen und sie darin überraschen würde; er forderte sie ihrer Gesundheit wegen auf, sich zu erheben und noch einige Stunden auf ihrem eigenen Lager auszuruhen; er fragte sie, durch ihren Zustand in die entsetzlichsten Besorgnisse gestürzt, ob er sie vielleicht in seinen Armen aufheben und in ihre Kammer tragen solle; doch da sie auf alles, was er vorbrachte, nicht antwortete und ihr Haupt stilljammernd, ohne sich zu rühren, in ihre Arme gedrückt, auf den verwirrten Kissen des Bettes dalag; so blieb ihm zuletzt, hell wie der Tag schon durch beide Fenster schimmerte, nichts übrig, als sie ohne weitere Rücksprache aufzuheben; er trug sie, die wie eine Leblose von seiner Schulter niederhing, die Treppe hinauf in ihre Kammer, und nachdem er sie auf ihr Bette niedergelegt und ihr unter tausend Liebkosungen noch einmal alles, was er ihr schon gesagt, wiederholt hatte, nannte er sie noch einmal seine liebe Braut, drückte einen Kuß auf ihre Wangen und eilte in sein Zimmer zurück.

Sobald der Tag völlig angebrochen war, begab sich die alte Babekan zu ihrer Tochter hinauf und eröffnete ihr, indem sie sich an ihr Bett niedersetzte, welch einen Plan sie mit dem Fremden sowohl als seiner Reisegesellschaft vorhabe. Sie meinte, daß, da der Neger Congo Hoango erst in zwei Tagen wiederkehre, alles darauf ankäme, den Fremden während dieser Zeit in dem Hause hinzuhalten, ohne die Familie seiner Angehörigen, deren Gegenwart ihrer Menge wegen gefährlich werden könnte, darin zuzulassen. Zu diesem Zweck, sprach sie, habe sie erdacht, dem Fremden vorzuspiegeln, daß einer soeben eingelaufenen Nachricht zufolge der General Dessalines sich mit seinem Heer in diese Gegend wenden werde, und daß man mithin wegen allzugroßer Gefahr erst am dritten Tage, wenn er vorüber wäre, würde möglich machen können, die Familie seinem Wunsche gemäß in dem Hause aufzunehmen. Die Gesellschaft selbst, schloß sie, müsse inzwischen, damit sie nicht weiter reise, mit Lebensmitteln versorgt und gleichfalls, um sich ihrer späterhin zu bemächtigen, in dem Wahn, daß sie eine Zuflucht in dem Hause finden werde, hingehalten werden

Geschenken und Wohltaten für die gelben Arbeiter warf die Maschinenfabrik Augsburg im letzten Geschäftsjahre aus: für Jahresurlaub 6300 Mk., für Weihnachtsfeier und Altersprämien 80 000 Mk., für Lebensmittel 25 000 Mk., für Unterstützungen während militärischer Übungen 2547 Mark. Weitere „Wohlfahrtseinrichtungen" (Kindergarten, Spielhalle für Erwachsene, Arbeiterwohnhäuser, Invalidenheim „für treue Arbeiter" usw.) sollen ins Leben gerufen werden. Aus eigenen Mitteln hat dieser gelbe Verein nur 8200 Mark aufgebracht. Die Maschinenfabrik Augsburg läßt sich also die Erhaltung „treuer" Arbeiter jährlich 85 000 Mk. kosten. Verhindert die Direktion durch die Existenz des gelben Vereins einen erfolgreichen Lohnkampf der Arbeiter mit — wenig gerechnet — einer halben Million Mark Profiteinbuße, so ist die Kapitalsanlage von 85 000 Mark jährlich äußerst rentabel und die mit riesigen Gehältern bedachten Direktoren können sich außerdem immer noch dazwischen Extrastiftungen von Zehntausenden leisten. Daß die Hunderte von Lehrlingen des Augsburger Werkes mit besonderer Aufmerksamkeit gelbe Erziehung genießen, ist selbstverständlich!

Auf der Zeche Radbod haben wieder weitere Kündigungen stattgefunden, so daß die Belegschaft am 1. Januar nur noch 100 Mann zählen wird. Auch eine zur Zeche gehörige Ziegelei wird stillgelegt, wodurch ebenfalls 40 Arbeiter arbeitslos werden.

Außerordentlicher Bergarbeiterkongreß. Die Zusammenkunft der Vorstände des Bergarbeiterverbandes, der polnischen Berufsvereine und des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereines der Bergarbeiter beschloß, den Bergarbeiterkongreß auch ohne die Beteiligung der Christlichen abzuhalten. Der Kongreß wird am 31. Januar in Berlin stattfinden. Die provisorische Tagesordnung lautet: Grubenkontrolle, Reichsberggesetz, Verbot der schwarzen Listen und des dauernden Sperrsystems.

Schwarze Liste einer dänischen Aktiengesellschaft in Galizien. An alle Dampfsägewerke und ähnliche Betriebe in weiter Umgebung von Sokoliki hat die Aktiengesellschaft Rinir, die in Kopenhagen ihren Sitz hat und in Galizien eine Filiale besitzt, eine „Kundmachung" versendet, die in brutal schlechtem Deutsch lautet:

„Seit dem 3. Dezember streiken bei uns folgende Arbeiter und ersuchen daher sehr höfl. die fußendangeführten Arbeiter in die Arbeit nicht aufnehmen und rechnen gewiß darauf, daß Sie unserer Aufmerksamkeit gefl. Folge leisten werden. — Wir danken Ihnen im voraus mit der Versicherung stets gerne zu Gegendiensten bereit zu sein. — Hochachtungsvoll Aktiengesellschaft Rinir in Kopenhagen, Generalrepräsentanz in Beniowa."

Es folgen hierauf die Namen von 22 Arbeitern. Es ist charakteristisch, daß die dänische Gesellschaft im Kampfe gegen polnische Arbeiter fest auf die Solidarität des galizischen mit dem dänischen Kapital rechnet. Von einem Protest der nationalen galizischen Unternehmer gegen diese schwarze Liste haben wir noch nichts gehört!

Eine gemeine Reichsverbandslüge, die zurzeit durch die Ordnungspresse geht, wird von der „Reußischen Tribüne" (Gera) angenagelt. Unter der schreienden Überschrift: „Aus der Praxis sozialdemokratischer Kommunalwirtschaft" wird behauptet, daß die sozialdemokratische Mehrheit im Gemeinderate in Langenberg bei Gera die von den Gemeindebeamten beantragte Teuerungszulage mit der Begründung abgelehnt habe: Zurzeit bestehe keine Teuerung mehr!

Die „Reußische Tribüne" weist nun nach, daß die Vorlage des Gemeindevorstandes eine Zulage von 5 (fünf) Prozent für alle Gemeindebeamten verlangt habe.

Gegen diese Form haben sich nun die sozialdemokratischen Gemeindevertreter gewandt, weil nämlich damit die zwei unteren Beamten (Schutzmann und Nachtwächter) mit 850 Mark Gehalt zu schlecht und der Gemeindevorstand, der eine ganze Reihe einträglicher Gemeinde- und Privatämter bekleidet, dagegen verhältnismäßig zu hoch bezahlt wäre.

Die „Ordnungs"presse hütet sich natürlich, diesen Umstand zu berücksichtigen, und verschweigt auch, daß die Vorlage, soweit es sich um Gewährung einer Zulage um die unteren Beamten handelt, nicht abgelehnt, sondern für die Etatsberatung, die in diesen Tagen zu erfolgen hat, zurückgestellt worden ist. Jedenfalls will man Zulagen gewähren, wie sie in den Rahmen des Etats passen, und das ist durchaus zu billigen. Ausdrücklich ist aber betont worden, daß die unteren Beamten mit dem unzulänglichen Gehalte bei der nächsten Etatsberatung berücksichtigt werden sollen.

Aus dem Parteileben. Dem Auslandskomitee des Bundes wird aus Riga folgendes über den Stand der sozialdemokratischen Bewegung in den Ostseeprovinzen geschrieben: Bereits Ende 1906 begann die Flucht der „Intelligenten" aus der Organisation. Gegenwärtig sind „Intelligente" nicht mehr in der Organisation vorhanden und alle Parteiinstitutionen bestehen aus Arbeitern, die alle Parteigeschäfte selbst besorgen und nur auf theoretischem Gebiete, dem sie noch nicht gewachsen sind, der Hilfe der „Intelligenten" bedürfen. Ungeachtet dieses Mangels verlieren die Arbeiter aber nicht den Mut und führen die Propaganda selbst. Alle Parteiinstitutionen funktionieren ununterbrochen und das ungeachtet der zahlreichen Verhaftungen, die der Organisation die besten Kräfte entrissen. An Stelle der verhafteten städtischen und Rayonkomitees und -konferenzen entstanden unverzüglich neue, die aus den vorgeschrittenen Arbeitern bestanden. Die Geheimdruckereien, die der Polizei in die Hände fielen, wurden sofort durch neue ersetzt (es gab drei solcher Fälle). Die Hauptursache dieser Verhaftungen bestand darin, daß dank den Freiheitstagen im Oktober 1905 eine große Anzahl von Spionen und Provokateuren in die Organisation eingedrungen war. Der Provokation fielen zum Opfer: 3 städtische Komitees, 1 städtische Konferenz, 2 Rayonkomitees, 3 Geheimdruckereien, Waffenlager, illegale Literatur usw. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Verhaftungen häufig eine nach der anderen erfolgten: so fielen zwei Komitees, eine städtische und eine Rayonkonferenz im Verlaufe einer Woche der Polizei in die Hände . . . Ungeachtet der Repressalien der Regierung und der soeben geschilderten furchtbaren Provokationen wird die Parteitätigkeit regelmäßig und ununterbrochen fortgesetzt: es versammeln sich die städtischen und Rayonkomitees und Konferenzen, die Bezirksvorstände und Fabrikkomitees, es werden Massenversammlungen und Zirkel abgehalten, auch Kurse für Propagandisten sind vorhanden. Welche tiefe Wurzeln die Sozialdemokratie in den baltischen Provinzen geschlagen hat, ist z. B. daraus ersichtlich, daß die Sozialdemokraten in Riga während der Wahlen zur zweiten und dritten Duma den Sieg davontrugen . . .

Zur Beachtung für Rückwanderer nach dem Osten.

Die Agrarier Ostpreußens lassen jetzt überall im Westen Deutschlands die Werbetrommel rühren, um ehemalige Landarbeiter, die infolge Darniederliegens der Industrie dort arbeitslos geworden sind, nach ihrer ostpreußischen Heimat zu locken. Anregungen auf den jüngst stattgefundenen Generalversammlungen des „Bundes der Landwirte" und des „Landwirtschaftlichen Zentralvereins" folgend, erläßt die Landwirtschaftskammer folgenden Aufruf in den von den Landwirten gelesenen Blättern:

Bei der gegenwärtigen, aber wohl nur vorübergehenden Arbeitslosigkeit in den Großstädten und Industriebezirken des Westens soll der Versuch gemacht werden, frühere landwirtschaftliche Arbeiterfamilien der Landwirtschaft auf dauernde Verträge wieder zuzuführen.

Verhandlungen mit den zuständigen Stellen sind diesseits eingeleitet worden.

Da das Angebot sich täglich steigert, bitten wir, uns offene Stellen für Deputanten usw. unter Angabe der Lohnbedingungen mitteilen zu wollen.

Arbeitsamt der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen.

Im Interesse der Landwirtschaft und der kulturellen Entwickelung der östlichen Provinzen wäre es erfreulich, wenn es gelingen würde, die jetzt auf den meisten Gütern leerstehenden Insthäuser mit heimischen Landarbeitern zu bevölkern, bevor dort wieder ausländische Saisonarbeiter ihren Einzug halten. Im Interesse der durch die Rücksichtslosigkeit und Brutalität der Junker von ihrer heimatlichen Scholle vertriebenen Landarbeiter ist es aber geboten, diese eindringlich zur Vorsicht gegenüber den Lockungen der ostpreußischen Großgrundbesitzer zu mahnen. Denn es hat sich insbesondere in Ostpreußen in dem Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern auf dem Lande trotz des zeitweisen Arbeitermangels nicht das geringste geändert. Schlechte Wohnungen, niedrige Löhne, minderwertiges Deputat und schlechte Behandlung sind nach wie vor auf den meisten Gütern vorherrschend. Freilich, keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt auch vereinzelte Güter in einigen Landkreisen, wo man an die Einführung einer menschlichen Behandlung der Landarbeiter zu denken beginnt.

Es ist dringend notwendig, daß diejenigen Arbeiter, die beabsichtigen, wieder nach Ostpreußen aufs Land zurückzukehren, auf das genaueste Erkundigungen über die neuen Arbeitsstellen einziehen, bevor sie sich womöglich durch Vertrag aufs neue ins Elend begeben.

Durch eigene Kenntnis und durch eine große Anzahl dauernd unterhaltener Verbindungen sehr vieler ostpreußischer Güter ist das Parteisekretariat für Ostpreußen in Königsberg in der Lage, über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, insbesondere über die Behandlung der Arbeiter auf den einzelnen Arbeitsstellen Auskunft zu geben. Vor Annahme einer Landarbeiterstelle in Ostpreußen schreibe man also erst an den Parteisekretär Hermann Linde-Königsberg, Vorder-Roßgarten 50.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Opfer der Kriminalliteratur. Aus Paris schreibt man: In einer Vorstadt von Dijon hat ein junges Dienstmädchen ihre Dienstgeberin, eine alte Rentnerin, zu ermorden versucht. Mitten in der Nacht überfiel sie sie mit einer Hacke, vermummt, in einer langen weißen Bluse, eine Kappe in die Stirn gezogen, eine Brille vor den Augen. Also ungefähr mit dem Apparat, wie ihn Frau Steinheil in ihren ersten Lügen geschildert hat. In Untersuchung gezogen, bringt Melanie Ondet eine Unwahrheit nach der anderen vor, beschuldigt einen — nirgends auffindbaren — Liebhaber, mit dem sie in einem — nicht existierenden — Pariser Hotel zusammengewohnt habe, von dem sie ein — ebensowenig auffindbares — Kind zu haben vorgibt, dann ihren Bruder, einen ungeschlachten Bäckergehilfen in der Provinz, der zu seinem Glücke ein Alibi erbringen kann und aus der Haft entlassen wird. In der Verhandlung vor den Geschworenen von Dijon erinnert sie sich weder des einen noch des anderen. Sie leugnet die Tat nicht mehr, erklärt aber unter Schluchzen, in einer Halluzination gehandelt zu haben. Ganz allein, ohne Mithilfe. Weiteren Fragen setzt sie ein sonderbares Schweigen entgegen. Melanie Ondet ist außerordentlich intelligent, hat ein ausgezeichnetes, geradezu elegantes Benehmen, drückt sich in Rede und Schrift korrekt und gewählt aus — zum Unterschied von ihrem täppisch-rohen Bruder. Sie hat eine Leidenschaft, die Lektüre. Ganze Nächte hat sie gelesen, was eben arme Dienstmädchen in die Hände bekommen: aufregende Kriminalromane, Zeitungen mit Mordartikeln. „Mein Dienstmädchen liest zu viel, ich fürchte, sie ist Anarchistin," sagte die weise Rentiere. Eingesponnen in die von der Schandlektüre genährten Phantasien, verliert das junge Ding den Sinn für das Wirkliche und Wahre. Sie wird eine Lügnerin ohne jede Scheu, eine dreiste Komödiantin. Und dann erwacht der Gedanke des Verbrechens in ihrem Kopfe, verdichtet sich zum Plan, läßt ihr keine Ruhe. Sie schreibt dem Bruder, um ihn zur Mithilfe zu gewinnen. Statt die Verirrte zur Besinnung zu bringen, antwortet der brutale und einfältige Gesell: „Mache das mit dir allein aus!" Und so wird sie zur Verbrecherin . . . Aus der Haft schreibt sie dem Untersuchungsrichter: „Ich möchte, daß mein Bruder mir verzeihe. Auch möchte ich Sie fragen, Herr Richter, ob die Taube, die ich in meinem Zimmer hatte, noch immer dort ist. Als ich das arme kleine Tier im Garten fand, litt es Hunger und Durst. Es schien mir dankbar für die Rettung und war sehr zutraulich zu mir. Setzte ich es auf meine Schulter oder auf die Hand, blieb es sitzen. Vielleicht halten Sie es für eine Kinderei, aber ich liebte das Täubchen. Sie aber, Herr Richter, der Sie immer so gütig zu mir sprechen, müssen die Vögel lieben. Wenn mein Täubchen noch lebt, schenke ich es Ihnen...." Die Psychiater sehen freilich in einer übertriebenen Liebe zu den Tieren ein Degenerationsmerkmal. Werden aber alle derart „Degenerierten" Verbrecher? Wäre es die Angeklagte geworden, ohne die aufregende, alle ihre Begriffe verwirrende Lektüre? Und war nicht ihre „Zoophilie" am Ende nur der Ausdruck eines Liebesbedürfnisses, das dieses an Empfindungszartheit seinem ganzen Kreise weit überlegene, in die schreckliche, dumpfe Enge eines kleinstädtischen Dienstmädchendaseins gebannte Wesen nicht anders zu stillen vermochte? Und diese Dankbarkeit für ein paar gute Worte — ist sie auch ein Degenerationsmerkmal? Um derlei Fragen hat sich aber der Staatsanwalt natürlich nicht gekümmert. Er stellte den Geschwornen die grausame Mörderin, die ihre „gute Herrin" überfällt, vor die Augen,

---

Sie bemerkte, daß die Sache wichtig sei, indem die Familie wahrscheinlich beträchtliche Habseligkeiten mit sich führe; und forderte die Tochter auf, sie aus allen Kräften in dem Vorhaben, das sie ihr angegeben, zu unterstützen. — Toni, halb im Bette aufgerichtet, indem die Röte des Unwillens ihr Gesicht überflog, versetzte, daß es schändlich und niederträchtig wäre, das Gastrecht an Personen, die man in das Haus gelockt, also zu verletzen. Sie meinte, daß ein Verfolgter, der sich ihrem Schutz anvertraut, doppelt sicher bei ihnen sein sollte; und versicherte, daß, wenn sie den blutigen Anschlag, den sie ihr geäußert, nicht aufgäbe, sie auf der Stelle hingehen und dem Fremden anzeigen würde, welch eine Mördergrube das Haus sei, in welchem er geglaubt habe, seine Rettung zu finden. — Toni, sagte die Mutter, indem sie die Arme in die Seite stemmte und dieselbe mit großen Augen ansah. — Gewiß! erwiderte Toni, indem sie die Stimme senkte. Was hat uns dieser Jüngling, der von Geburt garnicht einmal ein Franzose, sondern, wie wir gesehen haben, ein Schweizer ist, zuleide getan, daß wir nach der Art der Räuber über ihn herfallen, ihn töten und ausplündern wollen? Gelten die Beschwerden, die man hier gegen die Pflanzer führt, auch in der Gegend der Insel, aus welcher er herkommt? Zeigt nicht vielmehr alles, daß er der edelste und vortrefflichste Mensch ist, und gewiß das Unrecht, das die Schwarzen seiner Gattung vorwerfen mögen, auf keine Weise teilt? — Die Alte, während sie den sonderbaren Ausdruck des Mädchens betrachtete, sagte bloß mit bebenden Lippen, daß sie erstaune. Sie fragte, was der junge Portugiese verschuldet, den man unter dem Torweg kürzlich mit Keulen zu Boden geworfen habe. Sie fragte, was die beiden Holländer verbrochen, die vor drei Wochen durch die Kugeln der Neger im Hofe gefallen wären. Sie wollte wissen, was man den drei Franzosen und so vielen andern einzelnen Flüchtlingen vom Geschlecht der Weißen zur Last gelegt habe, die mit Büchsen, Spießen und Dolchen seit dem Ausbruch der Empörung im Hause hingerichtet worden wären. — Beim Licht der Sonne, sagte die Tochter, indem sie wild aufstand, du hast sehr unrecht, mich an diese Greueltaten zu erinnern! Die Unmenschlichkeiten, an denen ihr mich teilzunehmen zwingt, empörten längst mein innerstes Gefühl; und um mir Gottes Rache wegen alles, was vorgefallen, zu versöhnen, so schwöre ich dir, daß ich eher eines zehnfachen Todes sterben, als zugeben werde, daß diesem Jüngling, so lange er sich in unserem Hause befindet, auch nur ein Haar gekrümmt werde. — Wohlan, sagte die Alte mit einem plötzlichen Ausdruck von Nachgiebigkeit: so mag der Fremde reisen! Aber wenn Congo Hoango zurückkommt, setzte sie hinzu, indem sie, um das Zimmer zu verlassen, aufstand, und erfährt, daß ein Weißer in unserm Hause übernachtet hat, so magst du das Mitleiden, das dich bewog, ihn gegen das ausdrückliche Gebot wieder abziehen zu lassen, verantworten.

Auf diese Äußerung, bei welcher, trotz aller scheinbaren Milde, der Ingrimm der Alten heimlich hervorbrach, blieb das Mädchen in nicht geringer Bestürzung im Zimmer zurück. Sie kannte den Haß der Alten gegen die Weißen zu gut, als daß sie hätte glauben können, sie werde eine solche Gelegenheit, ihn zu sättigen, ungenutzt vorübergehen lassen. Furcht, daß sie sogleich in die benachbarten Pflanzungen schicken und die Neger zur Überwältigung des Fremden herbeirufen möchte, bewog sie, sich anzukleiden und ihr unverzüglich in das untere Wohnzimmer zu folgen. Sie stellte sich, während diese verstört den Speiseschrank, bei welchem sie ein Geschäft zu haben schien, verließ und sich an einen Spinnrocken niedersetzte, vor das an die Tür geschlagene Mandat, in welchem allen Schwarzen bei Lebensstrafe verboten war, den Weißen Schutz und Obdach zu geben; und gleichsam als ob sie, von Schrecken ergriffen, das Unrecht, das sie begangen, einsähe, wandte sie sich plötzlich und fiel der Mutter, die sie, wie sie wohl wußte, von hinten beobachtet hatte, zu Füßen. Sie bat, die Knie derselben umklammernd, ihr die rasenden Äußerungen, die sie sich zugunsten des Fremden erlaubt, zu vergeben; entschuldigte sich mit dem Zustand, halb träumend, halb wachend, in welchem sie von ihr mit den Vorschlägen zu seiner Überlistung, da sie noch im Bette gelegen, überrascht worden sei, und meinte, daß sie ihn ganz und gar der Rache der bestehenden Landesgesetze, die seine Vernichtung einmal beschlossen, preisgäbe. — Die Alte, nach einer Pause, in der sie das Mädchen unverwandt betrachtete, sagte: Beim Himmel, diese deine Erklärung rettet ihm für heute das Leben! Denn die Speise, da du ihn in deinen Schutz zu nehmen drohtest, war schon vergiftet, die ihn der Gewalt Congo Hoangos seinem Befehl gemäß, wenigstens tot überliefert haben würde. Und damit stand sie auf und schüttelte einen Topf mit Milch, der auf dem Tisch stand, aus dem Fenster. — Toni, welche ihren Sinnen nicht traute, starrte von Entsetzen ergriffen die Mutter an. — Die Alte, während sie sich wieder niedersetzte und das Mädchen, das noch immer auf den Knien dalag, vom Boden aufhob, fragte, was denn im Laufe der einzigen Nacht ihre Gedanken so plötzlich umgewandelt hätte? Ob sie gestern, nachdem sie ihm das Bad bereitet, noch lange bei ihm gewesen wäre und ob sie viel mit dem Fremden gesprochen hätte? Doch Toni, deren Brust flog, antwortete hierauf nichts oder nichts Bestimmtes; das Auge zu Boden geschlagen, stand sie, indem sie sich den Kopf hielt, und berief sich auf einen Traum; ein Blick jedoch auf die Brust ihrer unglücklichen Mutter, sprach sie, indem sie sich rasch bückte und ihre Hand küßte, rufe ihr die ganze Unmenschlichkeit der Gattung, zu der dieser Fremde gehöre, wieder ins Gedächtnis zurück, und beteuerte, indem sie sich umkehrte und das Gesicht in ihre Schürze drückte, daß, sobald der Neger Hoango eingetroffen wäre, sie sehen würde, was sie an ihr für eine Tochter habe.

Babekan saß noch in Gedanken versenkt und erwog, woher wohl die sonderbare Leidenschaftlichkeit des Mädchens entspringe: als der Fremde mit einem in seinem Schlafgemach geschriebenen Zettel, worin er die Familie einlud, einige Tage in der Pflanzung des Negers Hoango zuzubringen, in das Zimmer trat. Er grüßte sehr heiter und freundlich die Mutter und die Tochter und bat, indem er der alten den Zettel übergab, daß man sogleich in die Waldung schicken und für die Gesellschaft, dem ihm gegebenen Versprechen gemäß, Sorge tragen möchte. — Babekan stand auf und sagte mit einem Ausdruck von Unruhe, indem sie den Zettel in den Wandschrank legte: Herr, wir müssen Euch bitten, Euch sogleich in Euer Schlafzimmer zurück zu verfügen. Die Straße ist voll von einzelnen Negertrupps, die vorüberziehen und uns anmelden, daß sich der General Dessalines mit seinem Heer in diese Gegend wenden werde. Dies Haus, das jedem offen steht, gewährt Euch keine Sicherheit, falls Ihr Euch nicht in Eurem auf den Hof hinausgehenden Schlafgemach verbergt und die Türen sowohl als auch die Fensterladen auf das sorgfältigste verschließt. — Wie? sagte der Fremde betroffen: der General Dessalines. — Fragt ihn! unterbrach ihn die Alte, indem sie mit einem Stock dreimal auf den Fußboden klopfte: in Eurem Schlafgemach, wohin ich Euch folgen werde, will ich Euch alles erklären. — Der Fremde, von der Alten mit ängstlichen Geberden aus dem Zimmer gedrängt, wandte sich noch einmal unter der Tür und rief: Aber wird man der Familie, die meiner harrt, nicht wenigstens einen Boten zusenden müssen, der sie —? — Es wird alles besorgt werden, fiel ihm die Alte ein, während, durch ihr Klopfen gerufen, der Bastardknabe, den wir schon kennen, hereinkam; und damit befahl sie Toni, die, dem Fremden den Rücken zukehrend, vor den Spiegel getreten war, einen Korb mit Lebensmitteln, der in dem Winkel stand, aufzunehmen; und Mutter, Tochter, der Fremde und der Knabe begaben sich in das Schlafzimmer hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

die abgefeimte Lügenbahn, die ihren leiblichen Bruder in die Gefahr der Guillotine bringt. Und so wurde, ohne einen eigentlichen Schuldbeweis, Melanie Oudet — „unter Zubilligung mildernder Umstände" — zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Das Publikum gab sein Entsetzen durch Murmeln kund und die Geschwornen unterschrieben ein Gnadengesuch.

Das Zebra.

Von

Wilhelm Bölsche.*)

Im Somalilande, an der Nordostecke Afrikas, begegnet sich der echte Uresel mit Vertretern des Einhufertumes, die ganz offenbar einem ganz anderen Reste der alten Blüte dieses Geschlechts angehören. Auch sie haben ja gewisse Eselzüge. Trotzdem entscheidet ein physiognomisch wägender Gesamtblick, wie er dem Tierkenner als hohe Instanz ebenso wichtig sein muß wie alle atomistische Detailbeschreibung, in diesem Falle unweigerlich für das Pferd. Es sind zum Teil kleine, es sind gedrungene, langbäuchige, kurzbeinige, zarthufige, in allerlei Dingen geradezu echt eselhafte Pferde — aber Pferde. Und dieses Volk geht nun in so und so viele Abarten wieder über einen kolossalen Distrikt, ursprünglich durch das ganze östliche, südliche und südwestlichste tropische Afrika bis zum Kap, unter dem Gesamtnamen Zebra.

Das Wort ist für uns geradezu eine Art Farbbezeichnung geworden, bedeutet soviel wie schwarzweiß gestreift. Und das trifft gleich wieder einen besonderen Punkt, in dem diese afrikanischen Wildpferde ebenso einheitlich wie eigenartig sind. Sie zeigen eine Färbungstendenz ihres Fells, die so kein Wildesel, Zahnesel oder Zahnpferd hat: die Tendenz, einen hellen, vielfach geradezu schneeweißen Grund mit einer Prachtzeichnung kohlschwarzer Streifen im kürzesten Durchmesser zu überqueren. Diese Zeichnung, die charakteristische „Zebrazeichnung", hat das Zebra berühmt gemacht als Schaustück, seit man es kennt. Mit ihr ist es, soweit Geschichtszeugnisse reichen, zuerst bestaunt worden im Zirkus der römischen Kaiserzeit; mit ihr reist es in jedem Zoologischen Garten von heute noch den blödesten Bauern hin.

Säugetiere wirken selten durch reine Farbe. Das Haar ist im Gegensatz zur Eidechsenschuppe und Vogelfelder durchweg zu spröde, zu unruhig für geklärte Buntheit. Ein unentschiedenes Braun, Grau, Grauschwarz, Graugelb hüllt ganze Gruppen in ein einfaches Arbeitergewand ohne Prunk. Wo die Buntheit auch im Säugervolk offensichtlich zunimmt, wie im Affen, schlägt sie bald dahin aus, daß sie sich überhaupt wieder vom Haar emanzipiert und als unmittelbares grelles Hautkolorit auftritt, wie in dem Kobaltblau und Ziegelrot des Mandrill; es ist das in gewissem Sinne schon die Linie zum Menschen, der fast ganz nackt ist, nun aber künstlich diese Nacktheit tätowiert oder mit farbigen Gewändern umkleidet. Das Zebra ist dagegen eine Ausnahme wirklichen Haareffekts. Mit Grellweiß und Grellschwarz im schärfsten Kontrast macht es einen förmlichen Spektakel für das Auge. Bei den schönsten Abarten ist fast kein Fleckchen mehr am Fell, das nicht in diesen Streifeneffekt hinein verarbeitet wäre. Die Streifung geht auf die kurze steife Mähnenbürste, die Ohren, den freien Schwanzgriff über, sie durchgittert das ganze Gesicht. Dabei steckt, wenn man den ersten Effekt des Schwarzweißkontrastes ausgenossen hat, für das feiner prüfende Auge erst die vollendete Überraschung in der Art, wie die Streifung nicht einfach roh über den gegliederten Pferdekörper weg liniiert, sondern diesem Körper in seinen intimsten Linien folgt. Wilhelm Busch hat in einem Scherzbild gelegentlich ein Zebra einfach schräg schematisch durchliniiert wie die Wand eines preußischen Schilderhauses ohne jede Rücksicht auf das Leben des linierten Leibes in sich. Unzweifelhaft deckt sich dieses Bild unzähligen Besuchern des Zoologischen Gartens, die nur oberflächlich hingeschaut haben, genau mit ihrem Erinnerungseindruck. Das eigentlich Interessante aber ist, daß das Zebra tatsächlich ihm nicht entspricht.

Die wirkliche Streifung schließt sich genau dem lebenden Körper mit seinen verschiedenen ineinander arbeitenden Systemen an. Sie hebt zunächst einen Hals- und Rumpfteil für sich hervor, die im Skelett- und Muskelansatz von oben nach unten orientiert sind, indem sie gleichsam von der starren Wirbelsäule, die nur einen starken Knick im Nacken macht, herabhängen. Entsprechend hängen in diesem Teil auch die schwarzen Streifen alle im Prinzip wenigstens gerade abwärts vom First die Rücken- und Halsflanken hinunter, nur ebenfalls mit einer deutlichen Markierung der Nackenknickung. Ein zweites System ist dann die Schwanzstreifung, die ganz den wirklichen Schwanzwirbeln folgend von hintenher höher auf den Rücken steigt, als der Laie, der das Skelett und die Muskelsysteme unter der Haut nicht kennt, erwarten würde. Schon hier beginnt, was ich die „Durchsichtigkeit" in dieser Zebrastreifung nennen möchte. Sie vertieft nämlich den Anblick, indem sie Zusammengehörigkeiten des inneren Körpermechanismus, die sonst unter der Haut verloren gehen, in einer Weise herausarbeitet, als sähe man durch eine durchsichtige Hülle eine Schicht tiefer in das lebende Tier selbst hinein. Und seinen Triumph feiert das bei den Beinen. Jedes der Beine hat seine Streifung als System für sich. Da die starre Achse des Beines aber jetzt zu dem horizontalen Rückenstück senkrecht steht, hängen auch die Streifen diesmal senkrecht zu den Rückenstreifen. Diese entgegengesetzte Richtung folgt aber dem Bein nach oben weit über die Stelle hinaus, wo es im gewöhnlichen Pferdeumriß sich in der Rumpfmasse verliert. Wir erinnern uns, daß beim Pferdeskelett an dieser Stelle tatsächlich erst das echte Knie liegt, während das Bein selbst sich darüber hinaus innerlich noch ein ganzes Stück in die scheinbare Brust- und Bauchmasse hinein fortsetzt. Gerade diesen Sachverhalt arbeitet nun die Streifung aufs glänzendste heraus. Sie schiebt auch ihre Beinstreifen in der zu den Rückstreifen senkrechten Ordnung noch in einem hohen Dreieck hinten wie vorne auf die Leibesflanken selbst hinauf. So entsteht das prachtvollste Stück des ganzen Zebramusters: die jederseits in die Hängestreifen des Rückens eingreifenden Dreiecke aus flatternden Wimpelstreifen, ein Anblick zum Entzücken für jedes Künstlerauge, der das Zebra eigentlich erst ganz schön macht für den, der ihm genauere Aufmerksamkeit widmet.

Die Zeichnung wird dabei an dieser Stelle aber zugleich eine Macht im Gesamtbilde auch der Zebrastatur: indem sie nämlich, das sonst am Pferdeleibe verborgene Oberbein hinten und vorne für den äußeren Anblick deutlich noch mit markiert, verlängert sie scheinbar die Beine überhaupt: das Zebra erscheint so auch für den, der sich des Grundes garnicht bewußt ist, tatsächlich viel hochbeiniger als es ist, und infolgedessen wirkt es weit hübscher auch im ganzen.

Ein besonderes Streifungssystem bildet dann endlich noch das Gesicht. Die Mähne zwar ist ganz in das Halssystem aufgenommen, indem die Hängestreifen hier einfach in die Bürste hinein durchgezogen sind, ein Umstand, der für den Gesamtanblick diesmal wieder die vordere Firstpartie, mit der diese schwarzweiße Bürste verschmilzt, bedeutend stattlicher und höher macht. An Stirn und Wangen dagegen entwickelt sich das denkbar raffinierteste Spiel und Gegenspiel der feinen Streifen, als solle hier geradezu die nervöseste, sensitivste Stelle des Ganzen markiert werden. Die Streifchen werden um die Augen zu Krähenfüßen. Man glaubt den ganzen Einstellungsapparat des Auges in seinen Muskelzügen durchschimmern zu sehen. Horizontalfalten der Stirn mit gegenarbeitenden Krähenfüßen geben dem Auge etwas zugleich Angespanntes und Drohendes, das einzig in seiner Art bei einem flüchtigen Huftier ohne Kopfwehr ist. Weiter zur Schnauze markieren die Halbmondstreifen ebenso unverkennbar die mächtige Kaubewegung.

Wer ein Zebra, auch ein stillstehendes, längere Zeit auf diese feine Steifung hin genau anschaut, der wird bald zwangsweise auf rein optische Phänomene geführt werden. Das Zebra erscheint durch die Mannigfaltigkeit der grellen, engen, vielfach in der Richtung gekreuzten Kontrastlinien nicht nur größer, sondern das Auge wird auch daran unruhig; das Bild beginnt sich zu verschieben, läuft ineinander und zerfließt zuletzt förmlich. Man kann diese Erfahrung schon auf sehr naturgetreuen Bildern machen, wie zum Beispiel den vorzüglichen Blitzlichtaufnahmen, die Schillings von wilden Zebras an der Tränke zur Nachtzeit geliefert hat. Gerade Schillings, der schon rein physisch ein sehr scharf sehender Beobachter ist, hat nun mit besonderem Nachdruck auch darauf hingewiesen, wie „die so auffallend schwarzweiß gestreifte Färbung der Zebras ihre Träger in keiner Weise von der sie umgebenden Landschaft abhebt. Je nach der Beleuchtung sehen Zebras ganz verschieden gefärbt, bis zum einfarbigen Grau aus; aber selbst da, wo ihre schwarzweiße Färbung auf nächste Entfernung zur Geltung kommen könnte, verschwimmen die Tiere in ganz außerordentlichem Maße mit der Färbung der Steppe. Aber auch dann wird uns ein höchst bemerkenswertes Beispiel von Mimikry geboten, wenn Zebras um die Mittagsstunde unter schattenspendenden Bäumen und Sträuchern Rast halten: die zitternden Streifen der Schatten, welche durch Baumzweige verursacht werden, mischen sich dann aufs überraschendste mit der Streifung der Zebras." Dieser Hinweis ist offenbar höchst bemerkenswert. Die Streifung, im Zoologischen Garten so aufdringlich und herausfordernd, scheint in der freien afrikanischen Buschsteppe gerade umgekehrt zu den Schutzfärbungen zu gehören. Die Frage wäre nur, ob dazu nicht Buschs karikierte Schilderhausstreifung oder ein ganz wirres Zickzackornament noch bessere Dienste, mindestens die gleichen, täte. Jenes wunderbare Herausarbeiten des Innenkörpers mit all seinen Feinheiten und die ganze ornamentale Individualisierung innerhalb des rhythmischen Grundprinzips deutet mir jedenfalls darauf hin, daß auch noch innere Gestaltungsmächte des Tierleibes hier mitgewirkt haben, die mit der äußeren Schutzanpassung durch Zuchtwahl allein noch durchaus nicht erklärt sind.

Eine leise Tendenz zur Querstreifenbildung scheint in allen lebenden Wildpferdformen zu stecken, es sei nur an die Firststreifen, Schulterkreuze und Beinstreifen der Esel erinnert; auch bei Kulturpferden kommt bekanntlich Beinstreifung gelegentlich vor. Es wäre im hohen Grade interessant, die Felle der alten Pferdlinge vom Swapferde an rückwärts daraufhin vergleichen zu können, inwiefern hier ein altes Erbe und eine alte Entwicklung steckt. Aber hier reißt unser Kenntnisfaden leider völlig ab, von den fossilen Knochen läßt sich nichts entnehmen. Vielleicht waren die Hipparions, die in manchem an die Zebras erinnern, schon ebenso schön gestreift. Aber wer weiß es sicher! Wie die Dinge heute liegen, gibt gerade das Extrem der „Zebrafarbe" unserm afrikanischen Wildpferdrest verstärkt den Charakter des Besonderen, von der Linie zum Kulturpferd Ablenkenden.

Im engeren ist auch bei diesen Zebras diese ihre schwarzweiße Zebrahaftigkeit übrigens vielfachen Schwankungen unterworfen. Die Schilderung oben entspricht ihrer intensivsten Form. Von da aber gibt es ein ziemlich weites Spielfeld, in dem die Streifung bald hier, bald dort sich gleichsam von ganzen Systemen des Körpers zurückzieht, ohne doch da, wo sie erhalten ist, von ihrem Modus an sich abzulassen. Und hier gerade gliedern sich (an sich aus der reinen Schutzanpassung heraus auch nicht eben leicht zu verstehen) die verschiedenen Lokalformen ein, die für die Zebras auf ihrem weiten afrikanischen Verbreitungsfelde charakteristisch sind.

Als ich im Zoologischen Garten noch in die erste Schule ging, war die Naturgeschichte des Zebras in ihrem systematischen Teile rasch gelernt. Es gab damals drei verschiedene Zebratypen: das echte Zebra mit Streifen bis über die ganzen Beine; das Burchellsche Tigerpferd mit Streifen bloß auf dem Leibe und ganz weißen Beinen; und das Quagga, das überhaupt nur am halben Leibe gestreift war. Das Tigerpferd war im Garten die gewöhnliche Form, obwohl sie gegenüber dem echten Zebra, wie es im Brehm stand, nicht für ganz voll genommen wurde. Brehm hatte im übrigen auch nur diese drei Arten. Seither sind mit der allmählichen näheren Erschließung der merkwürdigen afrikanischen Tierwelt der spezialisierten Zebra-Unterscheidungen so viele geworden, daß man eine ganze Liste auswendig lernen muß. Gleichzeitig ist aber die Unsicherheit über die wirklichen Abgrenzungen und die Fülle der unausgesetzt sich folgenden Berichtigungen, Zweifel und Neuordnungen so groß geworden, daß man Neigung bekommt, nach allem wenigstens für den populären Lehrgebrauch wieder zu jener alten Dreiheit zurückzukehren, die in gewissem Sinne noch immer ganz gut etwas ausdrückt, was an sich unbestreitbar ist. Und auch diese Sache hat nur einen wirklichen Haken wegen inzwischen eingetretenen unerwarteten Sterbefalls.

Die dritte Form, das Quagga, gilt gegenwärtig nämlich für vollständig ausgerottet. Es handelt sich hier um einen ganz eigenartigen Fall sowohl für die Tiergeschichte überhaupt, wie für die engere Geschichte unserer Tiergärten.

Das Quagga war seit Buffons Zeiten eine der allerbekanntesten Zebraarten, die sich rein örtlich am leichtesten dargeboten hatte, und es in zahlreichen Herden gerade das nördliche Kapland und das Gebiet des Oranjefreistaates durchschwärmte. Als die ersten zoologischen Gärten sich, in Paris, Schönbrunn und nachher, im 19. Jahrhundert, in London, auftaten, war es geradezu selbstverständlich, daß auch dieses so leicht erreichbare und häufige Quagga in ihnen erschien, zumal es an sich keine besondere Mühe machte, afrikanische Wildpferde lebend zu importieren. Und das blieb so noch bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Im Londoner Tiergarten ist das Quagga seit 1831 nicht weniger als dreimal gewesen, und es hat viele Jahre dort ausgedauert. Daher stammen die Felle, die im Rothschildschen Tringmuseum und im Naturhistorischen Museum zu London ausgestopft stehen. Köstliche Raritäten jetzt, solche Felle, wo man sie hat, unersetzliche; Berlin, Wien, München, Paris, Amsterdam haben außer London noch das eine und andre. Denn eines Tages kamen keine neuen Quaggas mehr in den Tierhandel. Nach einer Weile waren die letzten paar Exemplare der europäischen Gärten sämtlich eingegangen. Wenig später begann das Gerücht sich zu verbreiten, es gebe keine Quagga mehr im Tierhandel — nie mehr — weil es in Afrika selbst keine mehr gebe. Das letzte Exemplar soll schon 1880 abgeschossen worden sein. Tatsache ist, daß man heute keinen Fleck in der ganzen alten Quaggaheimat mehr kennt, wo noch ein lebendes Quagga in neuerer Zeit gesehen worden wäre. Aus andern Teilen Afrikas ist gerade diese Art aber nie bekannt geworden.

Das Schicksal scheint besiegelt. Dabei handelt es sich ausgerechnet um die Zebrasorte, die von allen andern am meisten verschieden war, also in gewissem Sinne um die apartste, wenn auch nicht eben die schönste. Ich habe das Quagga im Zoologischen Garten seinerzeit verpaßt und kann nur nach Museumstieren urteilen, von denen ich das Amsterdamer besonders genau angesehen habe. Dieses Exemplar, ein Weibchen, hatte auffällig kurze und starke Beine. Das Quagga hat rein nichts mehr von dem Schwarzweiß der anderen Zebras. Es ist ein fast ganz braunes Pferdchen mit einer Andeutung zebrahaft geordneter Streifen, die aber eher eine Schattierung bleibt. Nur am Kopf, in der Stirn und Augenzeichnung, hat man auf dem braunen Grunde noch wirkliche dunklere Zebralinien. Auf dem Halse, der vom übrigen Körper allein noch deutliche Streifen besitzt, sind dagegen schon keine echten schwarzen Bänder mehr auf hellerem Grunde. Sondern durch einen satten, schön sepiabraunen Grundton ziehen ein paar ganz weiche, wellige, helle, an dem Amsterdamer Fell direkt weißliche Bänder, so daß im ganzen eine Wirkung herauskommt, für die ich nur das mehr oder minder fein schattierte Braun auf den Flügeln mancher Schmetterlinge als Vergleich heranziehen könnte. An dem einen Londoner Exemplar ließ sich etwas Streifenähnliches sehr verschwommen noch bis gegen das Gebiet der Hinterschenkel verfolgen. Der helle Schwanzbüschel ist seltsamerweise ein echter Roßschweif, was den Eindruck eines Kulturponys erhöht, der vielleicht bei weniger willkürlich gestopften Bälgen überhaupt noch viel stärker sein könnte.

Mich hat, so lange ich ein solches Quagga im Museum studierte, der Gedanke nicht verlassen wollen, es sehe aus wie eine Kreuzung von einem braunen Kulturpferde mit einem ohnehin schon an den freien Beinen streifenlosen Burchellschen Tigerpferdzebra. Im Berliner Zoologischen Garten lebt ein „Zebroid", das heißt ein solches wirkliches Mischprodukt aus einem gelben Shetlandponyhengst und einer Zebrastute, das in ganz ähnliche feinschattierte Sepiatöne einlenkt. Angesichts der Tatsache, daß die ersten Kolonisten in Südafrika das Quagga schon in zahlreichen Herden vorfanden, ist der Einfall natürlich nicht haltbar; mit was für Importpferden sollte sich in unbekannten Tagen die Kreuzung vollzogen haben? Bei alledem bleibt mir aber über dem Quagga etwas Geheimnisvolles. Um so bedauerlicher, daß dieses merkwürdigste Zebra nicht mehr existiert.

Für den Rest dieser Harlekin-Wildpferde möchte ich als echte Tigerpferde die Sorten nehmen, die zwischen den echten dunkeln Streifen noch eine Art Schattenwerk mehr oder minder undeutlicher Nebenstreifen führen; als echte Zebras dagegen alle mit dem typischen rein schwarzen Gitter. Ob die Grundfarbe dabei mehr gelb oder mehr weiß ist, scheint mit Alter und Geschlecht innerhalb gleicher Lokalrassen abzuändern.

Gewiß ist jedenfalls auch im Sinne jener groben ältesten Definition, daß die Tigerpferde eine ausgesprochene Tendenz zu fast streifenfreien Beinen zeigen. Bei der ursprünglich in allen Zoologischen Gärten als Burchellsches Tigerpferd bezeichneten, damals oft eingeführten Sorte scheinen die Streifen sogar schon auf den Oberschenkeln zu verblassen; diese Sorte wird heute meist auch schon als in Freiheit völlig ausgerottet genommen, während unsere Gärten noch altes Zuchtmaterial führen. Durch die verwaschenen Zwischenstreifen und den allgemeinen bräunlicheren Grundton muß dieses Burchelltier den Kolonisten im Oranjestaat jedenfalls so stark quaggahaft erschienen sein, daß sie es „Bonte Quagga" nannten. Über die Hinterschenkel viel intensiver gestreift ist dagegen das schöne Tigerpferd, das in unserm deutschen Südwestafrika noch gegenwärtig existiert, das sogenannte Damara-Zebra. Geographisch lassen sich diese Tigerpferde jedenfalls als die einzigen südafrikanischen Wildpferde definieren, die von Süden her auch in der Westküste ein Stück weit heraufsteigen.

Die in jenem Sinne „echten Zebras" gehen dagegen vom äußersten Kaplande bis zur Eselregion im Somali-Lande konsequent durch Ostafrika. Die beiden in der Streifung schönsten zugleich merkwürdigerweise im Langohr und sonst beide eselähnlichsten Sorten markieren dabei sozusagen die Eckpfeiler: das am frühesten gekannte Echt-Zebra oder Berg-Zebra im Kapland und das neuerdings in den Zoologischen Gärten immer zahlreicher auftauchende Grevy-Zebra im Somali-Lande selbst. Von den vermittelnden Zwischenformen nenne ich als die jetzt bestgekannte das Böhms-Zebra aus der Kilimandscharogegend. Mit seinen Streifenstrümpfen bis auf die Hufe hinunter erscheint es besonders gut auf Schillings ausgezeichneten Blitzlichtaufnahmen.

Das Grevy-Zebra war für mich, als ich es zuerst in London sah, eine wahre Überraschung. Ein so kolossales Zebra, neben dem die Berg-Zebras und andern kleinen Arten zu wahren Ponys einschrumpften, hatte ich rein nicht für möglich gehalten. Die Wunder der hier wie Fischgräten feinen Zeichnung und des Schwarzweiß-Kontrastes sind auf ihrer Höhe. Kein Zebra macht so extrem den Eindruck einer künstlichen Bemalung mit schwarzem Lack auf milchweißem Grunde, erscheint so schier unmöglich als Naturprodukt. Dabei scheint gesorgt, daß gerade diese neueste Sensation uns noch eine Weile die treueste in den Gärten bleibt, während das alte Berg-Zebra vom Kap notwendig vor der rücksichtslosen Kultur dort eingehen muß.

Lange war diese viel kleinere, aber wundervoll satt und gediegen in der Zeichnung bis zum Huf durchgeführte Kapform der eigentliche Schatz in unsern Zebragehegen. In Berlin hat eine alte Stute, die mehr als ein Vierteljahrhundert munter aushielt, mich zuerst vom Tigerpferd zum Typus des echten Zebra geleitet und mir die Liebe zum Zebra überhaupt beigebracht, die mir, wenigstens von fern, bis heute geblieben ist; in der Nähe als „Freund" ist das Zebra ein tückischer, bissiger Geselle, dem man immer das anmerkt, was ja doch im Grunde auch wieder sein Interessantes ist: das Wildpferd. Ich habe mich deshalb auch nie besonders für die neuerdings so lebhafte Debatte über die dauernde Zähmbarkeit und Kulturbrauchbarkeit des Zebras begeistern können. Mir ist zunächst seine Rettung als Wildform durch alle Mittel modernen Jagdschutzes eine wirkliche aktuelle Angelegenheit. Daß ein oberflächliches individuelles Zähmen glückt, ist heute trotz aller früheren Zweifel sicher erwiesen. Der Hoffnung auf rasche Dauerzähmung zu echter Kulturleistung im Sinne des vorhandenen Kulturpferdes stehe ich trotzdem so skeptisch gegenüber wie allen andern Versuchen, aus Wildtieren in ein paar Generationen Haustiere erziehen zu wollen. Wir Menschen sind heute um gewisser wirklich kolossaler Erfolge im Kulturfortschritt willen alle etwas im Stadium der geistigen Fieberhitze. Wir wollen überall mit Siebenmeilenstiefeln laufen. Vor solchen Charakterumwandlungen am lebenden Wesen werden wir aber noch etwas von

*) Aus Wilhelm Bölsches neuestem Werke „Das Pferd und seine Geschichte", das in wenigen Tagen im Verlag von Georg Bondi in Berlin erscheinen wird (als zweiter Band des „Tierbuchs").

der Zähigkeit der Natur erfahren, von den Blöcken, die nicht gesprengt, sondern nur durch jahrtausendlangen Tropfen gehöhlt werden wollen.

Geschichtlich darf man wohl mit absoluter Sicherheit aussprechen, daß das Zebra mit dem wirklichen ursprünglichen Zähmungsprozeß unseres Pferdes in gar keinem Zusammenhang steht. Keine Rasse unsrer Kulturpferde zeigt auch nur die leiseste Spur von Zebra-Physiognomie. So isoliert stehen sämtliche Zebras neben unserm Pferde, daß man dem äußeren Habitus nach nicht einen Moment verwundert sein würde, wenn das Zebra im Skelett noch irgendeine überzählige Zehe oder sonst eines jener Merkmale wiese, die es als einen überlebenden Rest einer jener älteren Pferdlinggruppen dokumentierte. So weit geht die Entfernung rein systematisch ja nun doch nicht. Um so deutlicher aber fehlt jede historische Andeutung eines engeren Zusammenhangs mit unserer Kulturgeschichte.

Schönheitsmittel der Schwarzen.

Über eine interessante Reise berichtet in fesselnder Form Professor Dr. Karl Weule, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig. In dem eben erschienenen Werke „Negerleben in Ostafrika"*) zeigt Weule den Neger, wie er leibt und lebt, und führt in dessen eigenartige Denkungsweise ein.

Noch nie hat ein Gelehrter so tiefe Blicke in das intimste Leben der Schwarzen tun können, wie es dem als Ethnologen bekannten Verfasser im Süden Deutsch-Ostafrikas, in dem durch Aufstände viel gefährdeten Gebiet, beschieden war. Mit liebenswürdigem Humor bietet der mit den modernsten Waffen der Wissenschaft, mit Phonograph und Kinematograph, ausgerüstete Verfasser die überraschenden Ergebnisse seiner Reise in einer Form, die jeden anzieht.

Wir begleiten die Schwarzen von der Geburt bis zum Tode; wir lernen ihre Denkungsweise, ihre Religion und ihre Stammessagen kennen. Die eigenartigen Mannbarkeitsfeste und Gebräuche, die vor Weule noch nie ein Weißer hat sehen dürfen, werden in Wort und Bild vorgeführt und ein reiches Gemälde des Gemütslebens der Neger entrollt. Ein Ausblick auf die Zukunft des Negers und seine mögliche Mitarbeit an der wirtschaftlichen Erschließung von Deutsch-Ostafrika schließt das reich illustrierte und mit einem originellen Einband versehene Buch. Beredter als die Kritik ist indes der Verfasser selbst. Hören wir, was er uns über die Schönheitsmittel der Schwarzen zu erzählen weiß:

Was sind die berühmten Botokuden mit ihren Lippenscheiben gegen die Völker des Südens von Deutsch-Ostafrika! Schon in Lindi hatten die Herren mir den Mund wässerig gemacht mit Erzählungen von dem abenteuerlichen Äußern der Wamuerafrauen. Aber wie weit sind jene Schilderungen hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben! Daß das Makondeplateau und seine Umgebung mit zu dem großen Bezirk des Pelele, der Lippenscheibe, gehört, habe ich bereits seit langer Zeit gewußt; aber eine brauchbare Abbildung hatte ich in der Literatur bis zu meinen eignen Aufnahmen noch nirgends entdecken können. Es scheint in der Tat so, als wenn meine Vorgänger hier im Lande entweder nicht haben photographieren können, oder aber, als wenn ihre Apparate bereits vor der Erreichung Pelelegebiets dem Klima zum Opfer gefallen seien!

Das Pelele oder, wie es im Kimuera heißt, Itona, ist auf das weibliche Geschlecht beschränkt; bei ihm aber ist es allgemein. Es ist ein Pflock, bei älteren Individuen auch eine wirkliche Scheibe aus schwarzem Ebenholz oder einem hellen, mittels geschlämmter Tonerde schneeweiß gefärbten andern Holze, die sich in die durchlochte und ausgeweitete Oberlippe zwängt. Selbstverständlich läßt sich nicht sogleich eine talergroße Itona in diesen Körperteil einfügen, sondern man fängt mit einem winzig kleinen Fremdkörper an, um im Laufe langer Jahre das Maximum des Pelele und damit auch den höchsten Grad landesüblicher Schönheit zu erreichen.

Die erste Durchlochung der Oberlippe erfolgt schon im frühen Mädchenalter, zwischen dem siebenten und neunten Jahre; sie geschieht mit dem ahlenförmig zugespitzten Ende des Rasiermessers. Man versteht die Wunde am Zuheilen zu verhindern, indem man dünne Fremdkörper, einen Strohhalm oder dergleichen, einfügt. Systematisch vergrößert man die Zahl dieser Halme und damit die ursprünglich so enge Öffnung. Später fügt man in sie den spiralförmig zusammengerollten Blattstreifen eines Palmfiedes hinein. Der ist elastisch und treibt die Öffnung von selbst auseinander. Schließlich erfolgt die Einfügung des ersten massiven Pflockes. Bei den Wamuera schwankt dessen Durchmesser zwischen der Stärke eines Fingers und der eines Guldenstückes, bei den Makonde hingegen sollen diese Oberlippenscheiben bei ältern Frauen bis zu doppeltem Durchmesser vorkommen.

Mit der Itona haben die Frauen indessen in der Ausschmückung ihres eigenen Ich noch nicht genug getan; sie ist gleichsam nur die Krönung des ganzen großen Gebäudes menschlicher Eitelkeit, das zu allen Zeiten und von allen Gliedern der Spezies Homo sapiens (Weiser Mensch) aufgerichtet worden ist und immer noch weiter ausgebaut wird, um die eigene Individualität unter allen Umständen aus der Schar der übrigen Stammesgenossen herauszuheben; zum stillen oder ausgesprochenen Neid der eigenen Geschlechtsgenossen, zur Bewunderung für das andere Geschlecht. Zur Itona tritt bei alten Frauen hier und da zunächst ein Unterlippenpflock, Niguiila genannt. Lang und schlank, in ein rundes Knöpfchen auslaufend, ragt er aus der welken Haut hervor; er soll die Aufmerksamkeit von dieser ablenken und den Beschauer vergessen machen, daß für die Trägerin dieses Schmuckes die Tage der Schönheit und der Liebe längst vergangen sind.

Ganz allgemein sind dann große Scheiben oder Pflöcke in den aufgeweiteten Ohrläppchen. Weiterhin aber sieht der verwunderte weiße Beschauer das Antlitz dieser Schönen mit auffallenden Gebilden bedeckt. Von fern gesehen, haben mir diese Frauen den Aufenthalt in einer deutschen Universitätsstadt vorgetäuscht, wie sie sich in einer hoffentlich nie erscheinenden Zukunft darbieten könnte. Als flotter Bursche von Göttingen und Leipzig habe ich zu meiner Zeit auch ausgesehen wie ein wandelndes Beefsteak, wie man bei uns zu sagen pflegt, aber gegen diese prachtvollen, schön breit aufgelaufenen Schmisse der weiblichen Wamuerabursche hätte ich nicht anzukämpfen vermocht: im Zeitalter der Asepsis findet man dergleichen bei uns überhaupt nicht mehr. Kommt man dann dem Trupp der Frauen näher, so lösen sich die Terzen und Quarten zu tausend Einzelheiten auf; lang ziehen sich die Reihen der Narbenkeloide über Stirn und Wange dahin, verlaufen wagerecht oder senkrecht oder bilden die verschiedensten Figuren. Im einzelnen besteht jedes dieser Muster aus vielen, vielen Hautschnitten, die, einander parallel, meist senkrecht verlaufen. Man hat sie seinerzeit am Verheilen verhindert, indem man sie während der Schorfbildung immer wieder von neuem aufgeschnitten hat. So sind sie im Laufe von Wochen und Monaten zu merkbaren Wülsten geworden, die in ihrer Gesamtheit die ganze Physiognomie in entscheidender Weise beeinflussen.

Und selbst hiermit ist dem Schönheitsbestreben der Wamuerafrauen noch nicht genug getan. Wenn das Brust und Rücken umhüllende Tuch einmal zur Seite gleitet, sei es durch eine unbeabsichtigte Bewegung der Frau selbst oder durch das Verrücken des von ihr unzertrennlichen Babys von dem gewöhnlichen Ruhesitz auf dem Rücken der Mutter nach der Hüfte oder gar nach der Vorderseite, so sieht das erstaunte Auge auch diese Körperflächen mit denselben oder ähnlichen Mustern übersät wie das Gesicht. Selbst Gesäß und Oberschenkel sollen von solchen Ziernarben nicht frei sein.

O menschliche Eitelkeit, was treibst du doch für Blüten! ruft da der Ethnograph. Wollte er aber hinzufügen: Da sind wir Wasungu doch bessere Menschen, so möchte er sich wohl am besten unterbrechen. Denn zunächst tragen auch unsere Töchter, Frauen und Schwestern noch immer recht hübsche Überbleibsel genau der gleichen Sitte in Gestalt ihrer Ohrringe; sodann aber dürfte unser Korsett, soweit es von seiner Trägerin zu dem Zwecke angelegt wird, die Vorzüge der Figur zu heben, ebensosehr der Diskussion unterliegen, wie die geschilderten Schönheitsmittel der Afrikanerinnen.

*) Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Gebunden 10 Mk.

Aus Nah und Fern.

Unter dem Verdacht der schwarzen Pocken wurde der etwa 70jährige Arbeiter Kracht, der bei seinem Sohne Unter den Linden 78 in Berlin wohnt, in das Virchow-Krankenhaus eingeliefert. Die Transporteure des Verbandes für die erste Hilfe, welche die Überführung besorgt hatten, mußten zur Beobachtung im Krankenhaus verbleiben.

Kein Raubmord. Bei der Affäre der Frau Johanne Rund in der Prenzlauer Allee in Berlin handelt es sich nicht, wie zuerst angenommen, um einen Raub- oder Lustmord, sondern um Körperverletzung mit tödlichem Ausgange infolge Streites.

Die Zeppelin-Bettelei hat den Betrag von 6 000 500 Mk. ergeben.

Ein schwerer Baunfall hat sich in der bayerischen Brauschule Weihenstephan bei Freising ereignet. Dort stürzte bei Umbauten ein Giebelaufsatz herab, durchschlug das Gerüst und riß zwei Arbeitsleute in die Tiefe. Dem Maurerpalier wurde das Rückgrat gebrochen und einem Maurer der Fuß abgeschlagen und das Gesicht gespalten. Beide starben bald darauf.

Fabrikbrand. Ein gewaltiges Feuer vernichtete am 23. Dezember die chemische Fabrik Huth u. Reiser in Halle-Wörmlitz. Die Arbeiter retteten sich durch die Fenster. Wasser war bei dem brennenden Öl wirkungslos. Das Löschen geschah durch Aussprengen von Schwefelsäure.

Attentat im Eisenbahnzuge. Zwischen Oberroßla und Apolda wurde in einem Zugabteil auf einen Einjährig-Freiwilligen von einem Mitreisenden ein Revolverschuß abgefeuert. Die Kugel ging fehl. Nach kurzem Ringen mit dem überfallenen sprang der Täter aus dem fahrenden Eisenbahnzuge. Er wurde später schwer verletzt auf dem Eisenbahnkörper gefunden. Über die Personalien des Täters ist noch nichts bekannt. — Der überfallene Einjährig-Freiwillige wurde durch einen Schuß in die Backe verletzt. Er heißt Krüger und dient beim 27. Feldartillerie-Regiment in Wiesbaden. Er befand sich auf der Weihnachtsurlaubsreise nach seiner Heimat. Der Täter, der bei dem Sturz aus dem Zuge am Hinterkopf schwer verletzt wurde, liegt im Krankenhause zu Apolda. Er verweigert jede Auskunft. Bei ihm wurden zwei Revolver gefunden.

Beim Überschreiten der Gleise an dem Bahnhof Stendal ist Sonnabend nachmittag der Oberpostassistent Heinrich Heise aus Stendal durch die Maschine eines einfahrenden Personenzuges erfaßt, gegen das Trennungsgitter des Bahnsteiges geschleudert und tödlich verletzt worden.

Um einen Mispelzweig hat ein Zimmermann aus Klein-Glienicke bei Potsdam sein Leben eingebüßt. Er hatte mit zwei Freunden eine Fußtour unternommen. In der Nähe der Sacrower Fähre sahen die Spaziergänger auf einer alten Pappel einen Mispelzweig, der gerade jetzt in der Weihnachtszeit ein begehrter Zimmerschmuck ist. Sch. erbot sich, als guter Kletterer, den Zweig herabzuholen, und bestieg den Baum. In beträchtlicher Höhe glitt er aber an der feuchten Rinde aus, stürzte herab und brach die Wirbelsäule. Er hatte für den „Glücks"zweig sein Leben eingebüßt. Der Tote ist Familienvater.

Selbstmord wegen Arbeitslosigkeit. Der Elberfelder Polizeibericht meldet am Mittwoch: „Der Fabrikarbeiter Adolf W., geb. am 8. 11. 1860, verheiratet, hat sich in seiner Wohnung, Ertenstraße, durch Salzsäure vergiftet. Er hinterläßt eine Witwe mit vier unmündigen Kindern. W. war seit einiger Zeit ohne Arbeit. Seiner Frau gegenüber hat er erklärt, aus diesem Grunde habe er Salzsäure zu sich genommen, dem behandelnden Arzt hat er dieselbe Erklärung abgegeben. — Göttliche Weltordnung!

Großer Postdiebstahl in München. Auf dem Münchener Hauptbahnhof kam am 23. Dezember ein Postbeutel abhanden, der einen Deklarationswert von siebzigtausend Mark hatte.

Bluttat eines Irrsinnigen. Am 2. Weihnachtstag vormittags ermordete in Mainz der Sohn des früheren Reichs- und Landtagsabgeordneten Racke seinen Vater und seine drei erwachsenen Schwestern, von denen die eine sich am Heiligen Abend verlobt hatte. Der Mörder, welcher Student der Astronomie ist, wurde verhaftet. Der Beweggrund soll darin zu suchen sein, daß er nicht genügend Geld von seinem Vater bekommen hatte. — Die Familie Racke war am Heiligen Abend noch bis 12 Uhr versammelt; auch der 25jährige Sohn, der Student Joseph Racke, wohnte der Bescherung bei. Nach 12 Uhr begab sich die Familie zu Ruhe; der Sohn suchte kurze Zeit darauf ebenfalls sein Zimmer auf. Später begab er sich in die Küche, wo er ein Messer von der Brotmaschine abschraubte und an einen Flintenlauf, den er aus dem Schreibzimmer des Vaters geholt hatte, befestigte. Mit dieser Waffe begab er sich in das Schlafzimmer des Vaters, dem er einen furchtbaren Hieb auf den Kopf versetzte, der den sofortigen Tod des 65jährigen Mannes zur Folge hatte. Der 25jährigen Schwester in deren Zimmer er sich dann begab, brachte er mehrere schwere Schnittwunden am Kopfe bei, von denen jede einzelne tödlich war. Der zweiten Schwester zerschnitt er die Halsschlagader und brachte ihr außerdem einen Schuß mit einem Revolver in die Brust bei. Die 16jährige Schwester tötete er durch einen Revolverschuß. Die Bluttat geschah im ersten Stockwerk. Die im zweiten Stockwerk schlafenden jüngeren Geschwister, zwei 10- bezw. 11jährige Knaben, wurden von dem Mörder verschont. Als am andern Morgen niemand von der Familie erschien, schöpfte das Dienstmädchen Verdacht, da ihr auf vielfaches Klopfen nicht geöffnet wurde. Die Polizei ließ darauf die Tür öffnen. Der anscheinend geistesgestörte Mörder wurde dem Provinzialgefängnis übergeben.

Durchs dunkelste Preußen. Das „Uckermünder Kreis- und Tageblatt" schildert die preußische Schulpflege in einem Eingesandt wie folgt: „Da (auf einem Gutsdorfe bei Uckermünde) ist das alte, ehrwürdige Schulhaus . . . so schlecht geworden, daß der Lehrer die herausgefallenen Fenster in der Schulstube schon seit Jahr und Tag mit Brettern vernagelt oder auch mit alten Lumpen verstopft hat . . . Da aber der Gutsherr noch immer nicht an ein Ausbessern desselben denken konnte, so mußte sich die königliche Regierung ins Mittel legen und durch den Schulinspektor die Schule schließen lassen. . . . So blieb nichts weiter übrig, als die Schule in dem eine Viertelstunde entfernten Nachbardorfe einzurichten, das auch selbst kein eigenes Schulhaus hat, wo aber doch noch Räume genug übrig sind, so daß die eigene Schule und die des Gutsdorfes vorläufig eingerichtet werden könnten. Der einzige, der, allen Gefahren trotzend, noch immer in dem alten Schulhause aushält, ist der Lehrer, der sich nun jeden Morgen mit seinen Schülern auf den Weg macht, um im Nachbardorfe den Schulunterricht abzuhalten und dann wieder in das Heimatsdorf zurückzupilgern. Das einzig Schlimme an der Sache ist, daß sie dabei immer einen Weidendamm passieren müssen, der beide Dörfer verbindet und nicht ohne wasserdichtes Schuhwerk zu begehen ist, der sogar im Herbst oder Frühling, wenn Hochwasser eintritt und ihn ganz überschwemmt, überhaupt nicht benutzt werden kann. Glücklicherweise wohnen im Nachbardorfe, wo jetzt Schule ist, drei Schuhmacher, die Kinder und Lehrer mit gutem Schuhwerk versehen. Hoffen wollen wir, daß uns der Winter nicht zu viel Schnee bringt, damit die Kinder nicht darin stecken bleiben." — Es spricht ganze Bände über die gemeingefährliche Wirtschaftsweise des konservativen Regiments, wie arglos hier von dem hinterpommerschen Blättchen die denkbar empörendsten Zustände besprochen werden. Geradezu zynisch wirkt es, wenn das Blatt sogar noch den Gutsherrn, der sich von seiner Pflicht drückt, die Schule zu unterhalten, mit dem Satze entschuldigt, er habe noch „nicht an ein Ausbessern des Schulhauses denken können." Auf diese menschenunwürdigen Zustände in den konservativen Bezirken muß verwiesen werden, wenn wieder einmal ein v. Oldenburg über Landflucht klagt. Ferner zeigt das Beispiel klar, daß es ein Unfug ist, die Schule in den Händen von Gutsherren zu lassen, die in ihr ja doch nur, wie in der Bildung überhaupt, ein Mittel gegen die maßlose agrarische Ausbeutungsmethode erblicken.

Familiendrama. Wie der „Mannheimer Generalanzeiger" aus Ludwigshafen meldet, vergifteten sich dort die Eheleute Lorenz Bernhardt mit ihren beiden Kindern im Alter von drei und sechs Jahren durch Einatmen von Leuchtgas in der Küche. Alle vier sind tot. Die Beweggründe sind unbekannt.

Fünf Bergleute wurden auf der Grube König bei Neukirchen verschüttet. Einer ist tot; die übrigen sind schwer verletzt.

Von der ländlichen Armenpflege in Bayern ist wieder ein hübsches Stückchen zu vermelden. In Fürth war eine Witwe mit acht Kindern, die von ihrer Heimatgemeinde wöchentlich 10 Mk. Unterstützung bekam. Später heiratete sie wieder, worauf die Heimatgemeinde Halbersdorf bei Bamberg die Unterstützung einstellte. Auf wiederholte schriftliche Vorstellungen des Mannes reagierte sie einfach nicht. Dieser suchte die Familie zunächst ohne fremde Hilfe durchzubringen, was so lange ging, bis er infolge der Krise arbeitslos wurde. Nun mußte die Armenpflege in Fürth einspringen, die 20 Mk. aufwendete, um die Kinder mit der nötigen Kleidung zu versehen, und dann an das Bezirksamt Bamberg schrieb, um die Kosten von der Heimatgemeinde zurückzubekommen. Auf das Schreiben des Bezirksamts antwortete der Vorstand der Armenpflege, Pfarrer Herold, mit einem entrüsteten Briefe, in dem er erklärte, daß die Armenpflege sich entschieden weigere, der Stadt Fürth die Auslage zu ersetzen, da dies ganz ungerecht für die Gemeinde Halbersdorf wäre, die „mit dieser Sorte der N. N.schen Kinder noch zugrunde gerichtet werde, wer diese Brut von Kindern hergesetzt habe, solle auch für sie sorgen." Das Bezirksamt wird dringend ersucht, dem Armenpflegschaftsrat in Fürth zu raten, „daß er dem gewissenlosen N. N.schen Ehepaare den Standpunkt ganz gehörig klar mache." — Es zeugt wirklich von echt christlichem Geist, wenn ein „Seelsorger" von „dieser Brut von Kindern" spricht und die Not für eine Gewissenlosigkeit der von ihr Betroffenen erklärt.

Zur Frage des Militärboykottes. Bei den preußischen Militärbehörden war bisher in der Frage des Lokalboykottes nicht das geringste Entgegenkommen zu verzeichnen. Unweigerlich wurde das Militärverbot über jedes Lokal verhängt, in dem auch nur einmal eine sozialdemokratische Veranstaltung stattfand. Die sächsischen Militärbehörden zeigten sich dem gegenüber zugänglicher. Sie verhängten das Militärverbot in manchen Orten über die Lokale nur für die Zeit während welcher sozialdemokratische Versammlungen tagten. Jetzt ist zum ersten Male auch aus einem preußischen Orte ein gleiches zu melden. In Calbe a. d. S. setzte in letzter Zeit gegen das schroff ablehnende Verhalten der Militärbehörden eine lebhafte Agitation ein, an der sich auch bürgerliche Kreise beteiligten, nicht etwa, weil sie die Gleichberechtigung der Sozialdemokratie anerkannten, sondern weil sie selber unter dem Zustand zu leiden hatten, dem sämtliche Wirte hatten mit der Zeit den Sozialdemokraten ihre Lokale frei gegeben. Jene Agitation hat nun zur Folge gehabt, daß dem Militär der Besuch der beiden Lokale „Deutscher Kaiser" und „Bürgergarten" frei gegeben wurde. Die Wirte wurden nur verpflichtet, an Tagen, an denen sozialdemokratische Versammlungen stattfinden, durch Plakate mit der Aufschrift: „Öffentliche Versammlung" — für Militärpersonen verboten — darauf aufmerksam zu machen. Hoffentlich ist von den Militärbehörden in anderen preußischen Orten bald ein gleiches Einlenken zu berichten.

Zwei Frauen erschossen. Die Pariser Hausbeschließerin Frau Dubois hatte vor zwei Monaten die 20jährige Modistin Melanie Rex aus Mitleid zu sich genommen, um sie vor den Wutausbrüchen ihres ehemaligen Geliebten, des 30jährigen George Blanda, zu schützen. Donnerstag morgen wurde die Tür der Concierge aufgerissen und ohne ein Wort zu sprechen, feuerte Blanda fünf Revolverschüsse gegen die ahnungslos beim Frühstück sitzenden Frauen. Beide waren sofort tot. Blanda fand, bevor noch jemand erschien, Zeit, den Leichnam der Melanie Rex mit einem Jagdmesser zu zerschneiden. Die letzte Revolverkugel diente ihm zum Selbstmord.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtliche in Lübeck.